A scenic view of a railway track winding through a valley. The tracks are in the foreground, leading the eye into the distance. The valley is filled with green trees and shrubs. In the background, there are large, rugged mountains under a clear blue sky. The overall atmosphere is peaceful and scenic.

Peter de Chamier

**OCCIDENT
EXPRESS**

Peter de Chamier

Occident Express



TWIN TREE™

Occident Express

© 2024 by Peter de Chamier.

www.de-Chamier.com | www.TwinTree.eu

Titel der englischsprachigen Fassung: Occident Express



A TWINTREE™ PUBLICATION



Alle Rechte, einschließlich der Veröffentlichungs-, Vertriebs- und Verkaufsrechte, sowie die Rechte zur Übersetzung, Video-, Audio-, Film- und Bühnenbearbeitung und zu Lesungen bleiben allein dem Autor vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes, das unter das Urheberrecht fällt, darf ohne vorhergehende schriftliche Genehmigung des Autors in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln – grafisch, elektronisch oder mechanisch reproduziert, kopiert, gespeichert oder bearbeitet werden, was unter anderem, aber nicht ausschließlich, Fotografieren und -kopieren, Aufzeichnen, Aufnehmen, oder Digitalisieren einschließt. Dies gilt auch für Unternehmen wie Amazon, Google (Alphabet), Microsoft und Scripd und ähnliche. Eventuelle schriftliche oder digitalisierte Verträge sind ohne die vollständige handgeschriebene Unterschrift des Autors null und nichtig.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Hinweis

Dieser Roman spielt im Jahr 2006 und wurde im Laufe der folgenden Jahre geschrieben. Der Leser sollte die Personen und den Inhalt aus dieser Zeitperspektive sehen und nicht im Nachhinein. Der historische Mantel dieses Buches folgt historischen Fakten; die Handlung selbst und ihre möglichen Auswirkungen sind fiktiv. Die Figuren sind Produkte der Phantasie des Autors. Der Autor hat sich das Recht eines Romanciers genommen, einige für den Ablauf des Romans notwendige Änderungen betreffend des Wetter zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten, der modernen Geschichte und der Personalstrukturen der diplomatischen, militärischen und zivilen Dienste und anderer Einrichtungen verschiedener Länder vorzunehmen.

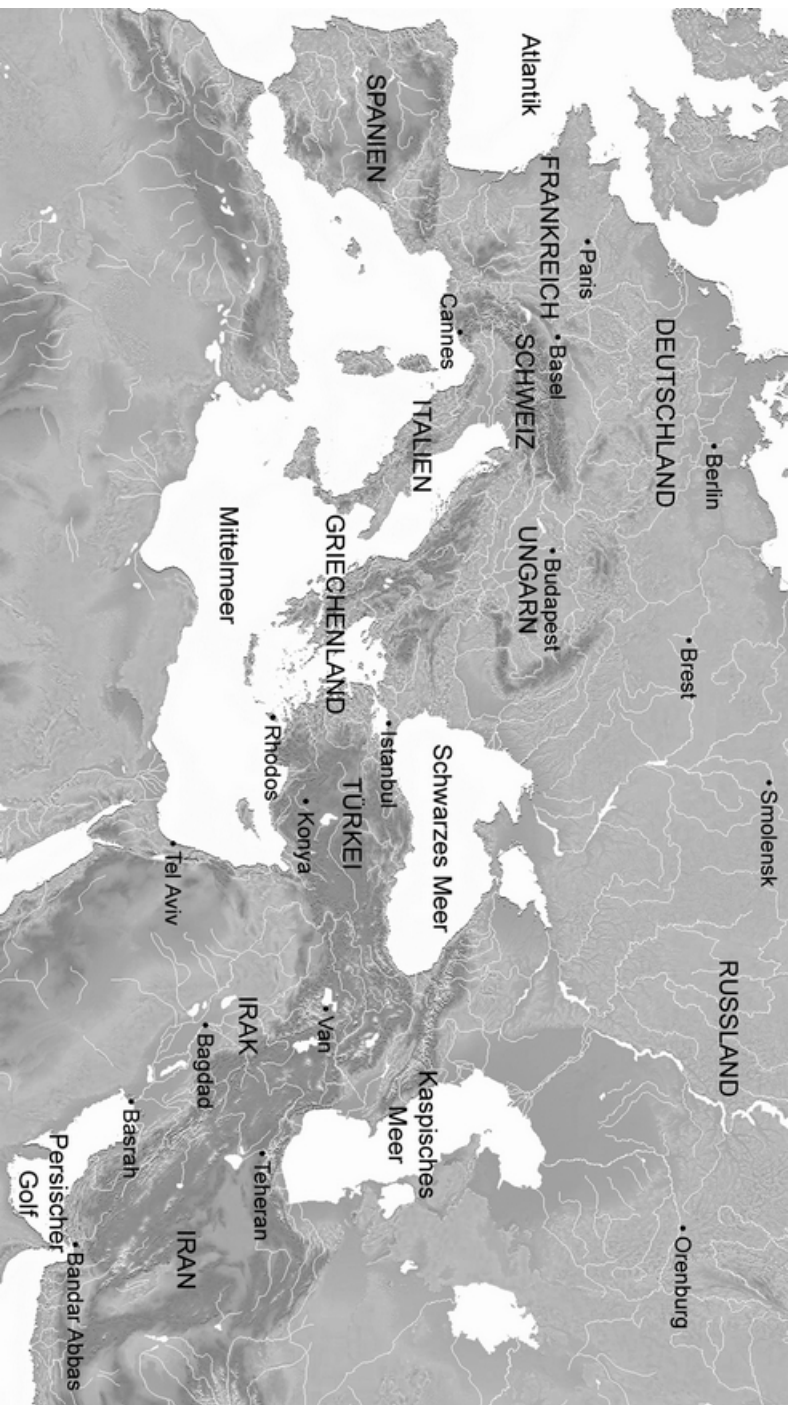
Honi soit qui mal y pense.

ISBN: 978-628-01-2334-9

Herstellung: XXXXXXXXXX Printed in Germany. Impreso en Alemania.

Inhalt

<i>Landkarte</i>	6
<i>Abkürzungen</i>	8
Auftakt.....	9
Griechische Tragödie	11
Dies Iræ.....	13
Bürgerliche Komödie	25
Schweizer Äpfel.....	27
Der Reigen.....	35
Die Reisen eines Lebens.....	45
Wo Milch und Honig fließen.....	53
Entwurf eines Dramas	63
Ein Tauchgang.....	65
Russische Offenbarungen.....	70
Die große Orienteisenbahn.....	78
Action Thriller	85
Reisevorbereitungen.....	87
Fahrradtouristen.....	93
Amerikanische Begleitung.....	105
Gruppenreise - alles inbegriffen.....	113
Neue Dramaturgie	121
Hier spricht Oscar.....	123
Ein Zwiegespräch.....	131
Konklave.....	141
Besetzung und Requisiten	151
Ein Kindergeburtstag.....	153
Kunsthandel.....	163
Bahnverbindungen.....	176
Ein weiterer Geburtstag.....	183
Standpunkte.....	196
Abgang von der Bühne	211
Ungebetene Besucher.....	213
Der Tod von Montmorency.....	224
Dunkle Wolken.....	235
Importabwicklung.....	245
Das Salz der Erde.....	254
Letzter Akt und Vorhang	269
Cannes oder kann es nicht?.....	271
Inventur zum Jahresende.....	284
Postscriptum.....	289



Ein paar Worte im Voraus

So viele intelligente Menschen missverstehen den Beruf des Schriftstellers,
dass ich das Gefühl habe, erklären zu müssen,
dass nicht nur alle Romanfiguren und Ereignisse erfunden sind,
sondern dass auch der Erzähler erfunden ist,
und dass sein Schöpfer nicht immer seine Ansichten teilt oder sein Verhalten gutheißt.

So many intelligent persons misinterpret the novelist's trade
that I feel I must explain that not only are
all the characters and events in this story imaginary,
but that the narrator is too and that his creator does not always
share his views or commend his conduct.

Bruce Marshall. Foreword. *The Divided Lady (Die Dame Mila)*. London 1960.

Ich hasse alles, was erfunden ist;
es sollte immer ein gewisses Maß an Wahrheit in wilden Geschichten geben –
und reine Erfindung ist doch nur das Geschick eines Lügners.

I hate things all fiction ...
there should always be some foundation of fact for the most airy fabric –
and pure invention is but the talent of a liar.

Lord Byron in einem Brief an seinen Verleger John Murray – London 1817.

Wahrscheinliche Unmöglichkeiten sind unwahrscheinlichen Möglichkeiten vorzuziehen.

Προαιρείσθαι τε δεῖ ἀδύνατα εἰκότα μᾶλλον ἢ δυνατὰ ἀπίθανα.

Aristoteles. *Poetik*. 1460A; um 335 v. Chr.

Abkürzungen

- BFI** Bundesfinanzinspektion – Teil des deutschen Bundesministerium für Finanzen (*fiktiv*).
- BKA** Bundeskriminalamt.
- BND** Bundesnachrichtendienst.
- CIA** Central Intelligence Agency – US-amerikanischer Auslandsgeheimdienst.
- DAK** ДАК Бизнес | DAK Business – multinationale russische Firma (*fiktiv*).
- FHO** Fremde Heere Ost; militärischer Geheimdienst des Oberkommandos der Wehrmacht während des Zweiten Weltkriegs. Der Bundesnachrichtendienst (BND) ist seine Nachfolgeorganisation.
- FIU** Financial Intelligence Unit, Germany – deutsche Zentralstelle für Finanztransaktionsuntersuchungen (Geldwäsche).
- FSB** Федеральная служба безопасности Российской Федерации – Föderaler Sicherheitsdienst der Russischen Föderation.
- InAsRa** International Association of Railroads (*fiktiv*).
- MBA** Master of Business Administration.
- MfS** Ministerium für Staatssicherheit (der DDR); auch unter dem Namen *Stasi* bekannt.
- NSH** Neue Stille Hilfe (*fiktiv*); Hilfsorganisation für verhaftete, verurteilte und flüchtige ehemalige Mitglieder der Stasi und der ostdeutschen (DDR) Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.
- OdeSSA** Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen – eine mutmaßliche Dachorganisation für verhaftete, verurteilte und flüchtige ehemalige Mitglieder der SS.
- SVR RF** Служба внешней разведки Российской Федерации – Auslandsgeheimdienst der Russischen Föderation.



Auftakt

Irrtümer schwimmen wie Stroh oben rund;
Perlen dagegen verbirgt der tiefe Grund.

Errors, like straws, upon the surface flow;
He who would search for pearls must dive below.

John Dryden (1631-1700). *All for Love*. Prologue.

Den Anfang machte die Frau. Sie saß auf der Außenkante des Dollbords der Yacht und trug einen eng anliegenden schwarzen Neoprenanzug mit zwei Pressluftflaschen auf dem Rücken. Sie überprüfte ein letztes Mal ihre Ausrüstung und vergewisserte sich, dass alles fehlerfrei arbeitete, steckte das Mundstück in ihren Mund und atmete zweimal ein.

Dann sah sie auf, und einer der beiden männlichen Taucher, die an Deck standen, nickte ihr zu. Sie drückte ihr Kinn auf die Brust, um nicht gegen das Flaschenventil zu stoßen, und presste ihre Füße und Knie zusammen. Dann lehnte sie sich nach hinten und ließ ihren Körper sanft ins Wasser gleiten. Sie schwamm problemlos. Als sie zum Boot hinaufschaute, klopfte sie zweimal mit der Faust gegen ihren Kopf, um zu zeigen, dass alles in Ordnung und sie tauchbereit war.

Die beiden männlichen Taucher sahen sich an, traten auf das Dollbord und machten einen großen Schritt ins Wasser. Einer von ihnen übernahm die Führung, die Frau folgte, der zweite Mann bildete das Schlusslicht. Sie tauchten an der Seite der Klippe hinab und kamen unmittelbar zu einer riesigen Kalksteinplatte, die sich

vor Jahrhunderten von der Klippe gelöst haben musste und ein mehrere Meter dickes Dach auf Dutzenden von riesigen Felsen bildete. Sie war von einem Teppich aus hohem grünem Seegras bedeckt, das sich leise in der Strömung am Fuß der Klippe wiegte.

Von oben unsichtbar, befand sich unter der Platte eine Öffnung mit einem Durchmesser von vielleicht einem Meter. Die Männer wussten genau, wo sie sich befand. Es war klar, dass sie die Stelle vorher erkundet hatten. Der erste Mann glitt sanft und vorsichtig hinein und wartete darauf, dass die Frau ihm folgte. Ganz behutsam schob sie sich hinein.

Inzwischen war der erste Taucher in einer pechschwarzen Unterwasserhöhle angekommen und schaltete seine Taucherlampe ein. Für die beiden anderen war er nur noch ein schwarzer, schwebender Schatten. Zaghafte bewegte er sich weiter und folgte den Pfeilspitzen aus Plastik, die an einer weißen Markierung an der Höhlenwand befestigt waren. Sie waren offenbar vor nicht allzu langer Zeit dort angebracht worden. Auch die beiden anderen schalteten ihre Taucherlampen ein.

Ganz langsam, nur leicht mit den Flossen schlagend, kamen sie voran, ohne den Schlamm auf dem Boden der Höhle aufzuwirbeln. Bald erreichten sie das Ende der Höhle und folgten dem Verlauf eines kleinen Tunnels über etwa zweihundert Meter. Einmal berührte die Atemflasche des ersten Tauchers die Decke; er blieb stecken. Er krümmte sich und rüttelte ein wenig, einige kleine Steine fielen von der Decke – er konnte sich befreien.

Der Tunnel endete in einer weiteren Höhle. Durch einen schmalen Spalt fiel gefiltertes Sonnenlicht herein. Sie schoben sich durch und befanden sich in der Mitte einer Klippe etwa zehn Meter unter der Meeresoberfläche.

Ein vierter Taucher, der auf einem Unterwasserscooter saß, tauchte aus dem sandigen Grund auf. Sie konnten sein erleichtertes Lächeln nicht sehen, aber er hob zur Begrüßung die Hände über den Kopf. Dann gab er der Frau eine Schleppleine, die an seinem Scooter befestigt war, und zog sie erst langsam, dann immer schneller, hinter sich hinaus ins offene Meer, wo ein kleines Schiff vor Anker lag.

Die beiden anderen Taucher sahen zu, wie sie verschwanden. Dann kehrten sie in den Berg zurück.

Griechische Tragödie

Anfang Mai 2006



Dies Iræ

Tag der Zornes! Tag der Zähren · Wird die Welt in Asche kehren.

Dies iræ! Dies illa · Solvet sæclum in favilla.

Thomas of Celano (1200–1265). Gesang in der katholischen Totenmesse.

Gestern ist meine Frau ertrunken. Es war ein weiterer schöner und sonniger griechischer Inselmorgen. Jeden Tag war sie einige Kilometer entfernt an den Klippen mit ihrem tiefschwarzen Wasser schnorcheln gegangen, einem Ort voller Fische, wo die Hänge tief unter Wasser mit grünen Algen und Tang bedeckt sind.

Beim Schnorcheln ging sie allein oder mit mir; aber Tauchen war einer ihrer unerfüllten Träume, und so hatten die beiden französischen Seeleute, die zur Besatzung unserer gecharterten Segelyacht gehörten, sie zu ihrem ersten Tauchgang an den Klippen mitgenommen. Sie waren erfahrene Taucher.

Wie immer ankerten wir dort draußen. Ich blieb an Bord. Unten am Fuße der Klippen sahen die beiden Männer, wie sie von der starken Strömung mitgerissen wurde und in der Dunkelheit verschwand. Sie blieben noch eine ganze Weile unten im Wasser und versuchten, ihr zu folgen und sie zu retten, aber vergeblich.

Nach einer Stunde kamen sie an die Oberfläche, niedergeschlagen und ohne jede Hoffnung.

Meine Frau ist tot!

Eine Rettungsmannschaft von der Insel konnte ihre Leiche nicht bergen; sie blieb in der Tiefe verschollen, vielleicht war sie in eine

der miteinander verbundenen Unterwasserhöhlen hineingezogen worden, vermuteten sie; wahrscheinlich würde sie nie gefunden werden. Die Menschen, die hier lebten, hatten uns gewarnt; sie wussten von Fischern, die über Bord gefallen und spurlos verschwunden waren: „Dort in der Tiefe lebt ein Monster.“

Am Abend rief ich meine Schwiegereltern an, sie leben in Berlin. Ich erzählte ihnen, was passiert war, und konnte die Verzweiflung in ihren Stimmen hören. Ich sagte ihnen, dass ich hier bleiben und abwarten würde, ob meine Frau gefunden würde, dass ich sie hier begraben würde – und dass ich hier allein bleiben wollte.

Trotz der Umstände und der Jähheit der schrecklichen Nachricht sagten sie, sie verstünden mich – sie waren gute Schwiegereltern.

Am Abend hielten die Einheimischen in der kleinen Kapelle des Inselfriedhofs einen Fürbittegottesdienst ab und räumten damit einem Fremden ohne weiteres einen Platz in ihren Herzen ein, ohne abwägende Debatten. Die Gastfreundschaft der Inselbewohner erstreckte sich bis in den Tod. Ich stand daneben, hilflos, fühlte schuldlos Schuld.

Friedhöfe auf den griechischen Inseln riechen anders als die im Norden, nach wild wachsendem Rosmarin, Thymian, Majoran, Lavendel und – auf dieser Insel – nach Mitgefühl, nicht nach nasser Erde, Nieselregen, vorgespielder Heiligkeit und Grabstättenverwaltung.

Den Duft der trockenen Kräuter habe ich immer noch in der Nase; alles andere ist verschwommen, von Tränen getrübt – die kleine mitfühlende Trauergemeinde, die alte Frau, die mich leitete, der Bürgermeister, der mich stützte, der Abt aus dem Kloster auf dem Berg, und unser neuer russischer Freund von der riesigen weißen Motoryacht, die vor dem Hafen an einem Liegeplatz lag, der mich sanft berührte und mir ein trauriges Lächeln des Mitgefühls schenkte, als wir die kleine Kapelle verließen.

Hier sitze ich auf dem Deck zwischen den beiden Masten vor dem Steuerstand, wie an so vielen Abenden zuvor, ein Glas Ouzo neben mir auf dem kleinen Klapptisch, forme Gedanken: die Welt nach meinem Bilde – und zerplücke sie wieder.

Wir wollten zusammen alt werden; ich würde vor ihr gehen, nach all den Berechnungen der Statistik, aber bis dahin wollten wir

die Jahre genießen, versuchen trotz der Ferne neue Freunde zu finden, uns gleich oder zumindest ähnlich; hoffentlich würden wir nur ein wenig leiden und weinen, sondern die kleinen Dinge des Lebens genießen, uns freuen – und alles andere nicht achten und beachten.

Man lebt und lernt, und ich hatte aus meinen schlechten Erfahrungen der letzten Jahre gelernt.

Das Boot ist leer ohne sie. Ich sehe sie, aber nur als Widerschein. Mein Leben ist zerbrochen. Innerhalb eines Tages war mein traumhaftes Arkadien zerstört, unser persönliches, geschütztes Paradies – *et in Arcadia ego*. Wir hatten über *carpe diem* gesprochen – in der Zeit, die uns gegeben war. Die Zukunft sah angenehm sonnig aus und ließ uns die unsichtbaren düsteren Wolken hinter dem Horizont verdrängen.

Wir hatten unsere Wohnung aufgegeben, als ein Freund in Berlin die Yachtcharter vorgeschlagen hatte. Er kannte jemanden auf Zypern und arrangierte alles.

„Santa Claus“ war ein schöner und gut erhaltener Schoner, ein Zweimast-Motorsegler, vor dem Zweiten Weltkrieg in Finnland gebaut, vierzig Jahre älter als wir selbst, fast fünfundsechzig Fuß lang; der Rumpf aus kräftigen Teakholz-Planken auf Eichenspannten, das Deck aus immer wieder geöltem Mahagoni; ein solides, elegantes und bequemes Schiff, gut in Schuss.

Es hatte drei geräumige, einladende Kajüten und konnte leicht von nur zwei Personen geführt werden – aber wir hatten Roland und Serge aus Frankreich, die sich um das Segeln und manchmal auch um das Kochen kümmerten. Wir halfen mit, genossen aber auch unsere Tage.

Meine Frau und ich mochten Roland und Serge auf den ersten Blick, als wir das Boot in Zypern abholten und sie kennenlernten. Beide waren muskulöse, kleine Männer, wahrscheinlich Ende dreißig. Roland hatte bläuliche Augen und eine breite, flache Nase. Er stammte aus Zentral- oder Nordfrankreich und hatte eine weiße, aber sonnengebräunte Haut. Serge war ein südländischer Typ, dunkelolivfarben mit braunen Augen. Beide waren sehr herzlich und warmherzig, und wir unterhielten uns bald über unsere Reisen und unser Leben. Sie wollten schon immer in diese Region kommen, um zu segeln und zu tauchen und ihren Lebensunterhalt damit zu verdienen.

Die abendliche Windstille ist eingekehrt. Dennoch streicht vom Wäldchen am Ufer der Duft des Pinienharzes herüber; seine Schirmkiefern ziehen hügelan bis hinauf in den Friedhof. Mein Blick folgt dem Hain und gleitet zu den Friedhofsmauern. Wir haben oft über ihn gesprochen, wie beruhigend er anzusehen sei, wohltuend, friedvoll, frei von Schmerz, ewig. Wie schön es sein müsse, dort begraben zu sein, mit seiner Sicht nach Süden über die Weite des Meeres.

Ihr Tod hat seine friedvolle Unschuld geschändet, denn sie soll *leben*, ich *will* es. Warum nur ist sie tot?

Ihr Tod hat diese friedliche Unschuld beschmutzt, denn sie sollte leben, ich will, dass sie lebt. Warum ist sie tot?

Ich weiß, dass weder Roland und Serge noch ich daran schuld sind. Es war ein Unfall. Aber ich fühle mich schuldig, auch wenn ich hilflos daneben stehe. Ich hätte sie nicht in diesen Gewässern tauchen lassen dürfen.

Die blau-weiße griechische Flagge hängt schlaff über mir in der Windstille des Sonnenunterganges.

Gleich wird der glühend rote Schein ihres Balles im westlichen Meer versinken. Der Hafen liegt in Lee dieser kleinen Insel nördlich von Rhodos; wir sind wohlgeschützt vor dem brutalen Meltemi – dem Wind, der tosend Jahr für Jahr seit undenklichen Zeiten die Sommer lang aus der Mitte des Kontinents kommend über das Ägäische Meer wütet. Die Wellen auf unserer Seite der Insel sind klein und geriffelt; auf der anderen Seite, im Norden, rast der Sturm tagein, tagaus seit Wochen, die Wellen sind hoch, kurz, schlagen unbarmherzig zu und nehmen keine Rücksicht auf den ruhigen blauen Sonnenhimmel.

Der Hafen in seiner kleinen Bucht hinter der Bergkette zog uns in seinen Schutz und lockte uns; wir liefen ein.

Die Platanen am Ende des langen Kais waren zauberhaft und bestärkten unseren Entschluss; baumbestandene Plätze sind auf den griechischen Inseln selten. Tröge mit rotem, orangefarbenem und rosafarbenem Oleander und Hibiskus unterbrachen das blendende Weiß der Häuser – klein und malerisch.

Roland stand barfuß auf dem Mahagonideck, als er den Hafen sah. „*Là, tout n'est qu'ordre et beauté, luxe, calme et volupté*“, sagte er. Ich schaute ihn an. Recht frei übersetzte er, obwohl ich es verstanden hatte: „Dort wo Frieden, Stil und Prangen, Glanz und

Wollust uns umfängen: Baudelaire, *mon vieux*, Baudelaire. Vielleicht keine besondere Pracht und schon gar nicht *volupté* im Sinne von Wollust – aber hier sind wir vor Seegang und Seekrankheit geschützt. Wir können weiterziehen, wenn die Sommerstürme nachlassen – oder wenn wir hier fertig sind, was auch immer zuerst kommt. Wir sind reich, wir haben Zeit. Reichtum ist Zeit.“

So blieben wir.

An der Kaimauer, neben uns, lagen eine Handvoll ausländischer Segelyachten, daneben einheimische Kaiks, fette, farbenfrohe griechische Holzschiffe, aufgetakelt zum Segeln, aber mit Motor; dahinter auf dem Bollwerk aus riesigen zugehauenen Steinen kauerten sich wie Kulissen für einen Abenteuerfilm ein paar Läden, Kafeneions und Restaurants in den Schutz gewährenden Abhang hinein – und ein einsamer Laden, der alles verkaufte, von Brot über Tomaten zu Hanfseilen.

„Die Gemischtwaren des Lebens,“ kommentierte ich einmal. Dabei blieb es: Papadopulos, der ‚Gemischtwarenhändler‘.

An der Südseite des Hafens hatte eine enorme weiße Megayacht am Kai festgemacht. Sie führte die weiß-blau-rote russische Flagge und dominierte den kleinen Hafen. Wir waren eingeladen, sie eines Tages zu besichtigen, nachdem wir den Besitzer beim Gemischtwarenhändler getroffen hatten. Aber zuerst wollte er uns besuchen, wenn möglich sofort.

Ich glaube, er wäre lieber mit einem kleinen Holzboot wie dem unseren gereist.

Sein Name war Rejn gold Gustavovitch Nejkauz, von seinen Angestellten gewöhnlich Daktari genannt, wie er uns erklärte. Er war ein russischer Unternehmer, Eigner der Firma DAK Business, Kunstsammler und einer der weniger bekannten russischen Oligarchen, wie wir später erfuhren. Er hatte nichts Slawisches an sich, sondern ein unauffälliges mitteleuropäisches oder nordeuropäisches Aussehen, dunkles Haar, das mit einem beginnenden Grau gesprenkelt war, und war ein liebenswerter Charakter, voller Humor, sanft, unkompliziert, warm und freundlich.

Den Tag über waren wir Teil des Theaters aus Promenade, Booten, Meer, Fischern und Touristen. Die Fischer saßen in den Cafés mit ihren kleinen, runden Tischen, nur Männer, die Touristen hinter den blau-weiß karierten Tischdecken der Restaurants, Männer und Frauen.

Aus den beiden Gruppen sprach kaum jemand mit jemandem aus der anderen, und wenn, dann eine Touristenfrau mit einem der Fischer.

Die Fischer ließen ihre Koboloi, ihre Sorgenperlen, dösend durch die Finger gleiten, Perle für Perle oder auch zwei Perlen paarweise; die Touristen, leise Schatten des Lebens, versuchten stoisch nicht-touristisch auszusehen; sozial wache Reisende aus dem überlegenen Norden, die nichts finden, worüber sie sich erregen könnten.

Alles war reinlich, blendend weiß von den Frauen der Insel im Frühjahr gestrichen, und ein wenig arm. Prahlerische Kleidermoden und elektronisches Spielzeug der durchziehenden Ausländer machten keinen Eindruck auf die Einheimischen.

Wer war wem überlegen?

Sie maßen sich gegenseitig höchstens aus den Augenwinkeln, sonst blieben die Blicke an den eigenen Tischen hängen oder gingen lässig geradeaus zu Schiffen und Meer.

Wir saßen im Zuschauerraum und schauten auf die Bühne; nicht überheblich oder arrogant, eher nachdenklich, selbstreflektierend. Die Fischer blieben gleich, wir kauften Fische und Meeresfrüchte von ihnen; die Ausländer zogen weiter.

Touristen waren wir auch, auf der Tour – ja, aber wohin? In Wirklichkeit wollten wir das nicht herausfinden, es war ein nicht angesprochenes Tabu.

Nun wußte ich es.

Es bleibt nicht bei einem Glas Ouzo, ich leerte die Flasche – sie war nicht voll zu Beginn, aber gerade erst angebrochen. Und trank viel Wasser. Dann ging ich ins Bett.

Ihr Geruch war in den Kissen.

Am nächsten Morgen wachte ich im Morgengrauen auf – die Berge im Osten verdeckten die aufgehende Sonne, aber die rosenfingrige Morgenröte griff hinter ihnen in den Himmel, langte nach den fernen Bergspitzen wie in den Versen der Odyssee. Aber ich war nicht Odysseus, der vielgewandte, obwohl ich wie er vieler Menschen Städte gesehen und ihre Sitten und Sprachen gelernt hatte.

Was nutzte mir das jetzt?

Ich trödelte ohne rechtes Ziel über die menschenleere Promenade. Die Kafeneions waren noch geschlossen. Dann entschied ich mich und holte den ledernen Rucksack, den wir für unsere Wanderungen verwandten, zwei Flaschen Wasser, ließ eine kurze Notiz in der Kombüse zurück und machte mich auf den Weg.

Der Fußpfad schlängelte sich den Berg hinauf zwischen den Ölbäumen nach Norden. Die Ölbaumwälder erstreckten sich weit und ließen sich nicht überblicken, sie verbargen mein Ziel in der Höhe.

Morgentlicher Tau begleitete mich die erste Stunde meines Marsches, und weiße Lilien im aufbrisenden Meereswind. *Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht.* Aber sie waren für mich da; sie hatten den heißen Sommer auf dem trockenen und harten Lehmboden überlebt. Ihre spärliche Schönheit stand gegen die trockene Kargheit. Gelegentlich trug eine leichte Brise eine warme Luft heran, die mit dem Duft von Thymian, Myrtensträuchern, Salbei, Rosmarin und Oregano und dem Summen der Bienen erfüllt war.

Die Hänge waren durchzogen von Steinterrassen, bebaut mit Gemüse und Mais – die Oliven waren noch grün und klein, die Feigen reif, der Wein würde bald folgen, die Trauben waren schon platzend voll süßen Saftes; gelegentlich überkam mich das Verlangen, ich riss einen Bund ab und aß sie, langsam, eine nach der anderen. Es war kein Diebstahl; die Bibel sagt, der Wanderer darf sich eine Handvoll Trauben nehmen.

Als ich den Schatten der Ölbäume verließ, schlug mir die Hitze entgegen.

Einmal blickte ich zurück, hinunter auf den Hafen. Das Meer war blau wie blühender Flachs.

Unser russischer Freund stand auf dem Deck seiner Jacht und schien mich mit einem Fernglas zu beobachten. Ich winkte mit dem Arm. Bald darauf erreichte den Bergkamm, bevor die Hitze des Tages am schlimmsten wurde, und folgte ihm weiter in die Höhe. Mein Schatten wurde immer kürzer.

Ein dürrer Mönch in einer dunklen Kutte erwartete mich am Ende des Weges mit einem Krug kühlen Wassers und einem Becher – er musste meinen langsamen und beschwerlichen Aufstieg vom Kloster aus verfolgt haben.

Das Kloster war ein Jahrtausend alt, nicht sehr groß; ein Kranz von sechs Zypressen beschirmte den Vorplatz der Kapelle in der Mitte der Gebäude. Sie hatten einen Feigenbaum und einen Orangenbaum in ihren Kreis aufgenommen, ein dickliches Paar inmitten der sechs ernsten, schlanken Bäume, wie ein fruchtbares Bauernpaar, das unter ausgemergelte, aber aufrechte Mönche gefallen ist.

Eine steinerne Bank stand dazwischen, im Schatten, davor ein großer runder Steintisch.

Von der Höhe des Bergkammes öffnete sich mir ein grandioser Blick, ein amphitheatrisches Halbrund, nach Süden hin geöffnet und abfallend, gefüllt von abertausenden grün-grau-silbrigen Ölbäumen, dazwischen die bronzenen, verdorrt-gelben Sommerfarben von Gräsern und Gebüsch und die Brauntöne der Felsen und der Erde, dunkelblaues Wasser und ein hellblauer, verschwommen ins Meer übergehender Himmel. Weit in der Ferne schwammen die Nachbarinseln im Dunst.

Es herrschte Stille in der Hitze des Mittags; und doch keine Stille – der Wind rauschte, leicht moduliert, aber monoton und unaufhörlich; die Zikaden trommelten rasend; und Insekten surrten im Vorbeiflug.

Ich blieb bei den Mönchen; sie hatten jemanden ins Dorf geschickt, um Roland und Serge zu informieren, dass sie sich um das Boot kümmern sollten. Der Schmerz der Trauer fraß an mir. Sie verstanden es und schützten mich durch ihre Anwesenheit, ihre leise Aufmerksamkeit, kümmerten sich, dass ich zu essen und trinken hatte, und gaben mir eine leerstehende Zelle mit einer harten Holzpritsche und frische Wäsche.

Ich verbrachte die Tage in der Kapelle und am Steintisch davor, aß in der Gemeinschaft der Handvoll Mönche und baute mein Leben Stein für Stein auseinander und wieder zusammen. Ich brauchte zwei Tage, bis ich aus mir heraustreten und vor meinem geistigen Auge mein Leben vor mir ablaufen lassen konnte.

Ich schaute dabei die Ölbäume an. Sie sind so alt, klein, gedrun-gen; Jahrzehnte sind an ihnen vorbeigezogen wie an uns Monate vorbeieilen, und man sieht ihnen Geduld, Mühe, Anstrengung und gutartige Zurückhaltung an. Traumverloren saugen sie Nahrung aus dem kargen Grund, um ihre Früchte wachsen zu lassen und seit Tausenden von Jahren Menschen mit ihrem Öl zu ernähren.

Ihr Dasein beweist dem Betrachter, dass Zeit keine einheitliche Kraft ist, die in einer breiten Rinne gleichmäßig durch unser und die Leben unserer Vorfahren und Nachkommen strömt, sondern wie ein Fluss, der sich mäandernd in viele Verzweigungen aufgelöst hat, ein Neuwasser, viele Altwasser – im Neuwasser fließt er rasch und vielleicht sogar hektisch, in den Altwässern gemächlich und friedlich; manchmal steht das Wasser fast still.

Für mich stand die Zeit still.

Die Tage gingen vorbei, gleichmäßig, gleichförmig, aber ich verspürte doch eine Entwicklung. Meine Trauer blieb bestehen, sie klang aber ab. Ich atmete offener, ich sah deutlicher. Ich dachte nach über Leben und Tod, Leiden und Schmerz – mein Leben war gut gewesen, vor meinem eigenen Tod hatte ich keine Furcht, doch Leiden und Schmerz ängstigten mich. Ich wollte ihnen entgehen.

Ich dachte über das Verhalten von Menschen nach, die ich kannte, ihre Grausamkeiten, versteckt und offen, ihre Großzügigkeit und ihre Kleinlichkeit, das Aufziehen von Kindern und was aus den Kindern wird, den Tod meiner Eltern, gute Manieren, Wein, an das Leben – oder zumindest ein Leben – nach dem Tode. Ich sehnte mich nach Liebe.

Die Mönche waren taktvoll und hielten verständigen Abstand, drängten sich nicht auf, ließen mich ihren Tod und mein Leben verdauen – sie wurden jedoch leidenschaftlich, wenn sie untereinander disputierten, nicht über religiöse Fragen, sondern über die Weinernte und die Überlegenheit Griechenlands über die Türkei und Mazedonien. Und die Ziegen. Und über Fußball. Es gab kein Fernsehen, kein Radio, keine Zeitung; ich fragte mich, woher sie ihre Neuigkeiten bekamen, aber sie waren immer auf dem Laufenden.

Ich verstand nicht alles, was sie sagten, aber ich verstand genug, um zu verstehen, dass das Leben weitergeht, sich in immer gleichen Kreisen dreht.

Geburt, Leben, Überleben, Tod. Und Ziegen, natürlich.

„Was ist das Paradies,“ fragte ich sie einmal beim Essen? Und: „Kommt *sie* ins Paradies?“

Gewiß. Ohne Zweifel.

Sie kannten sie doch gar nicht.

Sie kannten mich. Ich sei gut. Deswegen sei sie auch gut.

Was ist das Paradies? Wie sieht es aus?

Grün. Voller Pflanzen. Warm. Aber nicht zu heiß und windig. Frühlingshaft. Schön, groß, ohne Schattenseiten, aber mit Schatten. Voller Blumen und gutartiger Tiere. Glutroter Wein, kaltes Trinkwasser. Genug zu essen. Lammfleisch, kein Hammel.

Frauen? fragte ich.

Das brachte sie durcheinander.

Vielleicht wie in Restaurant-Toiletten, Frauen links, Männer rechts? Ja, nickten sie. Vielleicht.

Es ging mir langsam besser.

Nach einer Woche kamen vier Besucher auf Eseln, Roland und Serge, der Russe, und meine Schwägerin Frederike, robust und streng. Sie verriet mir nicht, wie sie herausgefunden hatte, was passiert war – und wo ich war. Sie hatte eine Art sechsten Sinn dafür, wenn in der Familie etwas schief lief.

Sie sah sich um, nahm alles auf und traf dann Entscheidungen, die keinen Widerspruch duldeten:

„Du bist jung, du musst auf dich aufpassen. Geh runter in dein Boot, du kannst hier nicht länger bleiben.“

Sie hatte Recht. Am nächsten Morgen bedankte ich mich bei den Mönchen, hinterließ ein Geschenk und stieg den Berg hinunter.

Am Nachmittag traf ich Frederike auf dem Boot. Sie war damit beschäftigt gewesen, aufzuräumen, was sie glaubte aufräumen zu müssen, ohne die persönlichen Gegenstände meiner Frau zu entfernen; sie ordnete sie, aber sie stellte sie wieder an ihren Platz zurück.

Am Abend tauchte der Russe wieder auf. Er schien eine Vorliebe für mich entwickelt zu haben; er war nicht alt genug, um mein Vater zu sein, aber er zeigte einen Beschützerinstinkt. Er deutete an, dass Roland und Serge ausgelotet hätten, ob er mich unter seine Fittiche nehmen könne, zumindest für eine Weile – bis ich wieder auf eigenen Beinen stehen könne.

Als ich ihm einen Ouzo anbot, sah er mir in die Augen und sagte:

„Ich mag starke Frauen. Was deine Schwägerin gesagt hat, ist richtig: Du bist jung, reiß dich zusammen. Du bist mir sympathisch – willst du ein paar Monate, ein Jahr, vielleicht zwei, für mich arbeiten?“

Ich konnte sehen, dass er Freude an diesem Angebot hatte. Diese Freude ließ ihn lächeln, und sein Lächeln war wie das eines Kindes. Er sah sympathisch und ansprechend aus, vielleicht auch ein wenig verletzlich und nach Zuwendung suchend.

Aber ich war mir sicher, dass er eine starke Hand und einen starken Verstand hatte. Er war nicht zum Milliardär geworden, weil er auf ein kleines oder großes Wunder oder einen zufälligen Lottogewinn gewartet hatte. Es gibt Menschen, die blindes Vertrauen erwecken. Er gehörte zu dieser Sorte. Man glaubte ihm einfach.

Doch er war auch mitfühlend und menschlich, hatte die geistige Verwandtschaft, die mit dem Wissen einhergeht, dass sich auch andere schon in einer ähnlichen Situation befunden haben wie man selbst und vielleicht sogar schlechter dran sind als man selbst. Er verstand und litt mit mir.

Er war ein Problemlöser: „Ich bringe das in Ordnung.“

Er legte eine Hand um meine Schulter und umarmte mich. Er sah, dass es mir dadurch besser ging. Die Freundlichkeit strömte auf mich ein wie ein warmer Regen, erfrischend, aufbauend; nur wartete ich immer darauf, dass sie in eine kalte Dusche überging; ich traute dieser Freundlichkeit nicht. Aber sie war echt – und ich schämte mich furchtbar.

Er hatte sogar dem Bürgermeister und dem Pfarrer eine kleine Spende für ihre Freundlichkeit gegeben.

Alle hatten meine Tragödie geschluckt, mit Haut und Haar. Niemand stellte sie in Frage: Meine Frau war tot und ich blieb zurück – ein gebrochener, tief trauriger und trauernder Witwer.

Aber um die Wahrheit zu sagen, ich bin kein Deutscher, Annabel, meine Frau, ist nicht tot, sondern sehr lebendig – sicher in der Schweiz mit unserem kleinen Sohn, und sie hat mich auf dem Segeltörn nicht begleitet. Die ganze Geschichte war inszeniert und viele Wochen im Voraus geplant – um eine strategische ‚diplomatische, halboffizielle‘ Allianz zu bilden.

Realität und Wahrheit sind manchmal nicht dasselbe.

Bürgerliche Komödie
Februar - März 2006



Schweizer Äpfel

Du siehst mein Lächeln, ein warmes Zimmer und Feuer im Kamin,
ein kleines Nest, wo die Rosen blühen.
Nur Mollie und ich – mit dem Kleinen sinds drei;
Wir sind glücklich in meinem Paradies.

You'll see a smiling face, a fireplace, a cozy room;
A little nest that's nestled where the roses bloom.
Just Mollie and me and baby makes three;
We're happy in my blue heaven.

George A. Whiting, Walter Donaldson. Blue Heaven. 1924.

Selbst im Nachhinein weiß man nie so recht, wo eine Geschichte ihren Anfang nimmt oder wann sie zu Ende ist – vor allem, wenn sie aus mehreren, erst einmal unzusammenhängenden Strängen besteht. Am Anfang war diese Geschichte einfach. Sie begann an einem Samstag im späten Februar.

Annabel war bei mir eingezogen und wir waren dabei, eine dauerhafte Zweisamkeit und ein gemeinsames Familienleben aufzubauen. Unser Sohn war fast drei Monate alt – und wunderschön. Natürlich hatte ich das Verfahren nicht erfunden, aber ich war stolz auf das Ergebnis. Wir nannten ihn Nicolas, und dann heirateten wir. Die Abfolge der Ereignisse entsprach nicht unbedingt den gängigen Schweizer Regeln, sondern folgte einfach der Reihenfolge, in der sich die Dinge entwickelten.

Das Leben und die täglichen Routinen müssen angepasst werden, wenn man Vater eines Jungen, Besitzer eines Kinderwagens und Familienoberhaupt ist. Die Perspektiven ändern sich. Ich war gerade dabei, mich umzuschulen.

Ich heiße Jack Boulder, bin 38 Jahre alt, nicht mehr ledig, 1,85 Meter groß, 80 Kilo schwer, habe schwarze Haare auf der Brust und hellbraune auf dem Kopf. Ich lebe in der Schweiz, als kanadischer Staatsbürger. Ich reise mit einem kanadischen Pass und verdiene mein Geld als Berater – meist für Kunden, die an klaren und unbestreitbaren Ergebnissen in heiklen und delikatzen Angelegenheiten interessiert sind, darunter das deutsche Auswärtige Amt und, in den letzten Jahren, eine deutsche Regierungsbehörde.

Die Bearbeitung einiger kleiner Anliegen für die Deutschen war eine Nebenbeschäftigung. Annabel wusste davon und empfand es, gelinde gesagt, als unerfreulich – aber es reizte sie auch.

Annabel selbst arbeitete bei einer Bank, einer der großen in Basel, der Schweizerischen Bank für Handel und Kredit.

Einige ihrer Kolleginnen waren ebenfalls schwanger geworden und hatten Mutterschaftsurlaub genommen – Schwangerschaften scheinen in Wellen zu kommen. Um unseren sozialen Horizont zu erweitern, hatten wir zwei Paare mit ihren kleinen Kindern zum Abendessen eingeladen.

Wie viele ihrer Kollegen hatten sie ein Masterstudium hinter sich und waren erst kürzlich aus dem Norden in die Schweiz gekommen, glücklich darüber, mehr zu verdienen als zu Hause, verwurzelt in der Spaßgesellschaft der späten 1990er Jahre, wie viele junge Schweizer Banker auch – mental gab es keinen nationalen Kontrast. Sie sprachen einfach Deutsch mit einem anderen Akzent – dachte ich.

Das Gespräch kam nur langsam in Gang und blieb mühsam. Die Männer akzeptierten einen Aperitif, die Frauen nicht: Allerdings hatten die Männer zwei Flaschen mitgebracht, Bier mit Brause gemischt – für den Eigenverbrauch. Ich hätte es ohnehin nicht getrunken; für mich war es eine Art obszne Mischung.

Beide Paare unterhielten sich miteinander und betrachteten mich als Teil des Mobiliars.

Für Annabel war es einfacher, denn sie kannte die beiden Frauen von der Arbeit und hatte ihre Ehemänner bereits kennengelernt. Aber ich konnte nicht die passende Wellenlänge finden. Normalerweise habe ich keine Probleme damit, neue Leute kennenzulernen und unverbindlich zu plaudern. Das war schon immer eine meiner Stärken gewesen.

Einmal, zu Beginn unserer Beziehung, gestand ich Annabel unter dem Gelübde der Verschwiegenheit, dass einer meiner freiberufl-

chen Jobs darin bestand, für das deutsche Auswärtige Amt die Freilassung unwichtiger Geiseln, wie zum Beispiel Touristen, auszuhandeln.

„Ich dachte, du bist Berater?“ wunderte sie sich.

Aber nach einem kurzen Moment nickte sie und fragte mich:

„Du hast die Gabe, dass sich die Leute wohlfühlen. Wie machst du das? Jemand muss Dir beigebracht haben, wie man verhandelt – oder du imitierst jemanden, der das gut konnte.“

Das hatte ich und tat es auch. Aber das meiste hatte sich von selbst ergeben, und die Verbindung zum Auswärtigen Amt war ein Zufall – und da ich beim ersten und zweiten Mal erfolgreich war, riefen sie mich immer wieder an. Ich wurde ihr Berater für besondere kleine Fälle.

An jenem Samstag schien mein Talent nicht zu funktionieren.

Ich hatte aus dem Keller einige Flaschen Wein aus Chile geholt, die auf dem Weingut eines Onkels von mir erzeugt wurden. Einen Onkel in Chile zu haben, war schon verdächtig, Wein aus Chile anzubieten, war noch schlimmer.

„Warum nicht Schweizer oder deutsche Weine? Deutschland ist weltweit führend im ökologischen Landbau und bei Bioweinen,“ wurde mir gesagt. „Produziert dein Onkel Bioweine?“

„Ja, *La Oveja Negra* und *Leche de Nuestra Señora Adorada* sind exquisite Weine, die speziell für den Export in die Vereinigten Staaten, nach Deutschland, Skandinavien – und in den Vatikan – abgefüllt werden; aber das ist vertraulich“, antwortete ich. „Sie haben den typischen vollen Geschmack des biologisch-dynamischen Anbaus.“

Sie merkten nicht einmal, dass ich sie auf den Arm nahm.

Keine Plastikflaschen, kein Rauchen, kein Wein außer biologisch erzeugtem, kein Spaß, kein Vergnügen, kein frisches Gemüse aus dem Garten.

Ich mag die Schweizer Art des Recyclings. Überall gibt es Recycling-Sammelstellen für Glas, Plastik, Aluminium, Papier, Textilien und Batterien. Es ist bis ins kleinste Detail organisiert – obwohl man manchmal nicht weiß, wo man was wegwerfen soll. Aber nach einigen Wochen hat man das System verstanden. Und dann ist es effizient. Ich mag Effizienz.

Was unsere Besucher betrifft, so war es anders: Wir sind protestantisch, wir grübeln darüber nach, wie wir ökologisch und politisch korrekt sein können. Und wir essen nur Schweizer Äpfel, keine Äpfel aus anderen Ländern.

„Schweizer Äpfel haben rosige Wangen und eine natürliche Süsse – oder sie sind grün und knackig. Wir bewahren unsere Äpfel in einer großen Schale auf, sehen sie jeden Tag und wissen, dass wir gesund leben. Sie sind ein Teil unseres Lebensstils. Äpfel sind gesund, wir sind gesund,“ sagte eine der Frauen impulsiv.

„Äpfel schützen vor Darmkrebs, vor allem die Schweizer Äpfel, weil sie aus diesem gesunden Land kommen. Äpfel aus anderen Ländern oder gar Kontinenten zu transportieren – das ist eine solche Verschwendung von Ressourcen.“

Das war mehr Gesundheit, als ich brauchte; einen Apfel am Tag und der Arzt bleibt, wo er mag – vielleicht. Aber das ganze Jahr über Schweizer Äpfel? Es gibt doch Jahreszeiten, oder?

Und was ist mit Eiern? Oder mit Orangen und Zitronen? Schweizer essen Schweizer Zitronen?

Wie auch immer, sie fuhr fort – ein Potpourri von Lektionen, eine Missionarin, die unaufgefordert Ratschläge und Lebensstilberatung erteilte.

Schicken wir unser Kind in einen aseptischen Kindergarten, wo es einen Schwimmlehrer für Kleinkinder gibt, der dem Nachwuchs gleichzeitig Mandarin beibringt – das ursprüngliche Chinesisch mit schweizerdeutschem Akzent. Wir haben keinen Sandkasten im Garten, in dem unser Kind spielen kann, weil eine Katze nachts in den Sand pinkeln könnte.

Die Mutter hatte einen akademischen Hintergrund, aber sie hatte nicht gelernt, ihr Gehirn zum Denken zu benutzen und einen ausgewogenen Ansatz für das tägliche Leben zu finden.

Die andere Kollegin von Annabel war gerade zum Veganismus, dieser extremen Form des Vegetarismus, übergetreten, aber sie hatte es niemandem gesagt. So war die Wahl der Steaks mit einer Knoblauch-Tomaten-Rosmarin-Soße, frischem grünen Salat und schönen kleinen Butterkartoffeln ein Fauxpas, ein Verfahrensfehler, wie Annabel es in ihrer Analyse des Abends nannte, nachdem die Gäste nach Hause gegangen waren.

Die vegane Freundin aß nur Salat und warf riesige Pillen mit Nahrungsergänzungsmitteln für Eisen, Vitamin D und B12 ein.

„Seit Beginn meiner Schwangerschaft bekomme ich von meinem Hausarzt Vitamin-B12-Spritzen – einmal im Monat. Vegane Mütter müssen sich um ihre Kinder kümmern.“

Indem sie Pillen nehmen und Spritzen bekommen? Das sagte ich allerdings nicht laut. Unbeirrt predigte sie weiter und winkte mir

mit dem Zeigefinger zu – mit einem starken moralisierenden Unterton.

„Gestern Abend haben wir mit Vitaminen angereicherte Tofuburger über Hickory-Chips gegrillt; sie schmeckten genau wie hausgemachte Hamburger. Ich habe eines dieser Kochsprays mit orientalischen Aromen verwendet, das macht den Unterschied. Und zu den Burgern haben wir gesunde Diät-Softdrinks.“

Ich fragte mich: Warum sich nicht natürlich und biologisch korrekt ernähren? Warum nicht gutes Fleisch kaufen und einen richtigen Hamburger zubereiten? Warum streng auf Fleisch verzichten – aber dann auf Fleischgeschmack bestehen? Warum gutes Geld für die Zubereitung von Ersatz-Hamburgern, Steaks oder Schnitzeln voller chemischer Geschmacksverstärker ausgeben? Und warum kaufen sie Softdrinks gedopt mit künstlichen Süßstoffen und Appetitanregern? Warum trinken sie nicht Wasser oder Fruchtsäfte?

Manche Frauen sind attraktiv, wenn sie mit ihrer Dummheit spielen – diese hier war es nicht. Sie meinte es ernst und war von ihrer Meinung fest überzeugt.

„Was ist mit Fisch?“ fragte ich. Bevor ich Luft holen konnte, um fortzufahren, unterbrach sie mich. „Fische sind so empfindliche Tiere.“

Auch keine Fische. Es war die Antwort einer einfachen Seele.

Als Beitrag zum Abendessen – „Ich leiste immer meinen Beitrag“ – hatte sie eine Flasche Bio-Rotwein aus Frankreich mitgebracht, leider – für sie – mit einem echten Korken. Der Wein hatte einen echten Bio-Geschmack.

Wir hatten Leitungswasser in Karaffen auf dem Tisch stehen. Niemand rührte es an – wegen des Fluors und Chlors im Wasser. Natürlich gab es auch Wasser mit Kohlensäure – deshalb hatten wir eine interessante Diskussion über den Grund für den Import von Wasser aus Frankreich und über Plastikflaschen. Mir wurde gesagt, dass es Pfand auf Plastikflaschen geben sollte – wie in Deutschland.

Als ich fragte: „Wie wäre es mit einem Pfand auf Plastikverpackungen für Gemüse, Obst und Milch in Supermärkten?“ war sie nicht amüsiert. Sie hätte lachen sollen, aber sie hat es nicht begriffen. Stattdessen antwortete sie mit ernster Miene:

„Wir waschen alle Reste von Plastikbechern und -flaschen ab, bevor wir sie wegwerfen.“

Der moderne Ablasshandel erfordert teure Zahlungsmittel. Ich verstand jedoch nicht, warum man dies tun sollte. Es war eine Ver-

schwendung von Wasser, Energie und Zeit. Einige Minuten zuvor hatte sie gefordert, dass wir Wasser sparen sollten – obwohl wir in der Schweiz mehr als genug Wasser haben; wir leben in gemäßigten Klimazonen mit ausreichend Regen – und Wasser im Allgemeinen.

Ich komme aus einem bodenständigen Umfeld in Kanada. Irgendwo war dies alles grotesk und absurd, zumindest für mich.

„Natürlich essen wir keinen Honig. Er stammt von Tieren.“

Sie war eine von diesen Frauen. Sie war naiv und hatte keinen Bezug zur Wirklichkeit in der Welt. Sie hatte noch nie bei Ebbe Muscheln gesammelt – oder versucht, eine Kuh zu melken. Sie hatte noch nie gesehen, wie jemand vor Hunger stirbt oder erschossen wird, weil er im Weg steht, außer vielleicht auf Fotos. Wir kamen nicht auf eine gemeinsame Wellenlänge. Ich hätte es von Anfang an wissen müssen, als ich sie begrüßte; sie gab mir einen feuchten, schlaffen Händedruck. Wie kann sie es wagen, über mich zu urteilen, mehr noch, wie können sie es wagen, über mich zu urteilen, indem sie sich in moralische Rechtschaffenheit hüllen?

Wir alle machen uns immer wieder über die Kleinbürger unserer Gesellschaften lustig – die konventionellen und konservativen, die des späten 19. und die der verschiedenen Epochen des 20. Jahrhunderts, die untere und heute obere Mittelschicht. Dann wurde eine neue Generation geboren, die sich gegen ihre Väter und Mütter auflehnte, die 68er-Kämpfer. Sie entpuppten sich als die langweiligsten Kleinkapitalisten des Jahrhunderts in Europa.

Und dann das: Hier sind ihre verwöhnten Kinder und Enkelkinder. Der Altersunterschied betrug kaum zehn Jahre. Heute Abend waren sie bei uns zum Essen, und die Frauen waren schlimmer als die apathischen Männer. Oder waren sie es nicht?

Die Männer verglichen ihre ‚intelligenten‘ Handys und behandelten sie mit einer innigen Zärtlichkeit, die sie ihren Kindern nicht entgegen gebracht hatten, als sie mit ihnen ankamen und sie auspackten. Ich hätte sie als selbstverliebte ‚smarte‘ Typen bezeichnet.

Es gab keinen intelligenten Austausch zwischen den männlichen Gästen und dem Gastgeber, sondern eine Anbetung ihrer blinkenden kleinen tragbaren Altäre und eine Diskussion darüber, welcher smarte Gott besser, größer und schneller sei. Sie überprüften ihre ‚sozialen Netzwerke‘ – wie viele Freunde waren online? Ich fragte mich, ob sie ihre Frauen durch Online-Masturbation geschwängert hatten.

Sie genossen ihr Essen nicht; Geschmack zählte nicht. Ihr Vergnügen war virtuell, und sie sagten es nicht: „Das war ein echter Genuss, danke“ – selbst Dankbarkeit war ihnen unbekannt. Warum nicht essen und trinken und – versuchen – glücklich zu sein?

Wir hatten zwei Sträuße mit wunderschönen Blumen auf dem Tisch, Perulilien – allerdings aus Kolumbien.

„Aus Kolumbien? Mit dem Flugzeug? Was für eine Energieverschwendung!“

„Ja,“ sagte ich. „Aber der kolumbianische Kaffee kam mit dem Schiff. Genauso wie euer japanisches Auto. Und das Benzin im Tank eurer Autos aus Libyen oder dem Iran.“

Ich erhielt keine Antwort.

Ich schaute Annabel an, und sie erwiderte mein Unverständnis mit einem warmen Grinsen. Weder sie noch ich sind Hedonisten, die danach streben, den Nettogenuss zu maximieren – was Genuss minus Schmerz bedeutet. Ich glaube an einen ehrenwerten Hedonismus mit Gemeinsinn, eine Art respektablen intelligenten Egoismus – ein wenig Egoismus mit angezogenen Bremsen.

Unsere Besucher fuhren Hedonismus ohne Bremsen, mit voller Geschwindigkeit und leerem Hirn. Gleichzeitig waren sie zu Vorbildern der neuen Tugend geworden: sozialer Autismus, eine Art zwanghafter Protestantismus mit all seinen unangenehmen Begleiterscheinungen. An die Stelle von Calvin und Zwingli und ihren Begleiterscheinungen trat eine ausgewählte ‚grüne‘ Nachhaltigkeit – um in Zukunft eine Lebensqualität zu genießen, die der unsrigen entspricht oder sie übertrifft – in einer parkähnlichen Umgebung.

Dennoch lebten sie nonchalant und sorgenfrei in teuren Wohnungen in der Innenstadt, kauften Bio-Lebensmittel in teuren Bioläden, Gemüse, Kräuter, Landbrot, Käse von glücklichen Ziegen, Bio-Limonade – sogar Bio-Shampoo, Zahnbürsten und feuchtes Toilettenpapier. Sie hatten Kinder, um ihrem Leben einen Sinn zu geben. Sie verachteten einen, wenn man ihre Religion nicht teilte – und würden einen vernichten, wenn sie könnten, weil man ein Feind war.

Die vegane Mutter sah aus wie das personifizierte schlechte Bewusstsein, schürzte angewidert die Lippen und atmete schwer durch die Nase. Sie zog die Schultern zurück und atmete aus. Ich fragte mich, warum sie den Abend nicht genießen wollte oder konnte. Vegane Ernährung und Unterernährung hatten bereits ihren Tribut an ihre Gesundheit gefordert.

Aber sie war nicht allein. Die anderen waren auf ihrer Seite. Sie beobachteten uns mit selbstzufriedenen und unschuldigen Gesichtern, einer Fassade aus Egoismus, Gefühllosigkeit und Ignoranz, und versuchten, bei Annabel und mir Schuldgefühle zu wecken, indem sie die moralische Oberhand behielten. Zu Weihnachten spendeten sie hundert Schweizer Franken für einen guten Zweck, was ihnen die Absolution einbrachte – den Ablass für die wenigen verzeihlichen Sünden, die sie vielleicht im Laufe des Jahres begangen hatten. Sie hatten die Tageszeitung ‚Der Tägliche Nabelschauer‘ abonniert und schauten im Fernsehen nur Soaps von hohem kulturellem Niveau.

Ignoranz ist ein Segen.

Ich war froh, als sie ihre Kinderwagen nahmen, ihre Kinder einpackten und nach Hause fuhren.

Die Einladung zum Abendessen war kein Erfolg gewesen – im Grunde ein reines Fiasko; und das Gespräch hatte mich zutiefst verärgert. Ich fragte mich, ob ich den Kontakt zur Welt verloren hatte. Meine Vorstellungen und Werte waren anders.

Ich schlief nicht gut.



Der Reigen

Tanzet den Reigen und dreht euch im Kreise, traumhafte Szenen;
wie auch die Erde sich dreht Tag und Nacht.
Das Wasser des Regens steigt auf zu Wolken, die Wolken kommen als Regen zurück.

Tournent, tournent beaux paysages, la terre tourne nuit et jour.
L'eau de pluie se change en nuage et le nuage tombe en pluie.

Max Ophüls, Oscar Strauss. La Ronde (Der Reigen). 1950.

Ein einsames Mädchen ritt auf einem weißen Holzpferd, zum Teil verloren in ihren Träumen, zum Teil ängstlich vom Karussell hinaus in die regnerische Dunkelheit starrend, auf der Suche nach ihren Eltern. Vom Dach des Karussells schallte dünn und blechern ein alter englischer Schlager durch den Winterregen:

„Love is just like a merry-go-round – with all the fun of a fair.“
Die Lautsprecher brauchten dringend eine Generalüberholung. Ich hatte das Gefühl, dass ich auch eine Generalüberholung brauchte.

Es nieselte aus einem düsteren Himmel, ein kalter und trüber Spätnachmittag am Tag nach unserer missglückten Abendeinladung zum Essen. Um uns abzulenken, hatten Annabel und ich beschlossen, mit Regenschirm und Kinderwagen einen Spaziergang zu machen.

Wir hatten unseren Nachbarn Laszlo und seine Freundin Malcsi gebeten, uns zu begleiten – und sie fanden die Idee gut. Während unseres Spaziergangs erzählte ich Laszlo die Geschichte des Vorabends. „Es ist kaum zu glauben“, schloss ich ernüchert. Laszlo runzelte die Stirn und schüttelte ungläubig den Kopf.

Er zuckte mit den Schultern: „Die Welt verändert sich nicht wirklich. Sie dreht sich einfach weiter. Die menschliche Geschichte biegt sich und dreht sich und wiederholt sich. Man hört dieselben Phrasen, die Menschen äußern dieselben Gefühle und Schlussfolgerungen, zeigen denselben unnachgiebigen und kompromisslosen Glauben an ihre Sache. Die junge Generation verändert die Welt nicht und macht sie nicht besser.“

Das bunte Treiben auf dem Rummelplatz heiterte uns nicht auf; es war mehr Tristesse als Freude. Wir froren still vor uns hin und gingen bald wieder nach Hause.

Ich fragte mich, was das alles für einen Sinn habe. Wäre es nicht schön, in einer grünen, hügeligen Landschaft zu leben, mit schwungvollen, warmen Nächten, dort wo das Leben süß ist?

Wir unterhielten uns, und die Idee, nach Chile auszuwandern, kam wieder auf. Aber Annabel mochte ihren Job in der Bank, und ihre Eltern wären untröstlich, wenn sie Nicolas mitnehmen würde. Derzeit war unser Platz hier, und meine Aufgabe war es, in Basel für ein Nest zu sorgen.

Ich – oder seit kurzem wir – wohnen in Basel, unter dem Dach eines Altbaus in der Nähe der Wettsteinbrücke. Meine Wohnung ist klein, eng, verwinkelt – und gemütlich. In den Sommermonaten wird es manchmal heiß, aber im Winter ist es nicht kalt. Der besondere Reiz der Wohnung liegt in den beiden kleinen Terrassen, die zur Straße hin blicken und die meiste Zeit des Tages besonnt, aber nicht den neugierigen Blicken der Nachbarschaft ausgesetzt sind.

Das Problem bestand darin, den Knaben und seinen Kinderwagen die gesamte Treppe hinauf zu tragen; aber wir dachten nicht allzu oft darüber nach – es würde ja nur für ein paar Jahre sein.

Doch kürzlich hatten wir einen Brief vom Hauseigentümer erhalten, in dem er uns mitteilte, dass er auf der Rückseite des Gebäudes einen Aufzug einbauen lassen würde, der zwar nicht sichtbar, aber für die Mieter hoffentlich sehr nützlich sein würde. Die Miete würde natürlich ein wenig steigen.

Am Montagmorgen hatte es nicht aufgehört zu regnen; zum Glück konnten wir drinnen bleiben, weder durchgefroren noch nass; doch auch in der Wohnung trug das Wetter zur trüben Stimmung bei – der Regen prasselte gegen die Fenster.

Die letzten Jahre hatten mich gelehrt, dass es sinnlos ist, über Grundsätzliches des Lebens und die Zukunft nachzudenken – vor

oder während des Frühstücks. Trotzdem brauchte ich jemanden, mit dem ich reden konnte.

Es gibt nur wenige Menschen im Leben, die man um Rat fragen und denen man vertrauen kann. Laszlo war ein guter Freund, aber ich wollte jemanden, der jünger ist. Ich dachte, Herr Schall könnte mir einen Rat geben, er war Ende fünfzig und ebenfalls vor einigen Jahren Vater eines kleinen Jungen geworden – wir waren beide junge Väter.

Ich hatte Schall schon vor einiger Zeit kennengelernt. Sein richtiger Name war Dr. Rauch und er arbeitete für einen der kleineren deutschen Geheimdienste mit dem harmlosen Namen Bundesfinanzinspektion (BFI).

Ich hatte nur eine Ahnung, was die Aufgaben der BFI waren, obwohl ich für Schall und seine Firma gereist war. Nach dem letzten Mal war ich so fassungslos über das, was passiert war, dass ich klargestellt hatte, dass ich nie wieder für ihn arbeiten würde. Doch inzwischen war er ein sehr guter Freund geworden.

Er schien nicht von der Macht korrumpiert, sondern standhaft zu sein und sich mit dem Unvermeidlichen abzufinden – wenn er entscheiden konnte, was unvermeidlich war.

Angesichts der Unterschiede in unserer Lebensauffassung hätte ich Schall eigentlich nicht mögen müssen – und doch tat ich es, vielleicht teilte ich sogar unbewusst seine Ansichten.

Ich rief ihn in Deutschland an und wir unterhielten uns.

Schall stellte seine Diagnose:

„Postpartale Depression bei Männern ... Ich weiß. Sie werden sie überwinden. Sie brauchen nur eine Ablenkung.“

Übrigens, ich konnte Sie ja nun einige Zeit beobachten; Sie haben einige der wichtigsten Fähigkeiten eines Spions übernommen – hart zu sein, wenn es nötig ist, selbständig und einfallreich zu sein und sich im Hintergrund zu halten, während Sie sich in jedem Umfeld unauffällig bewegen.“

Seiner Meinung nach war ich also ein Spion. Ich saß entsetzt da und stammelte den ersten Einwand, der mir in den Sinn kam:

„Aber ich bin kein Spion. Ich bin Berater, manchmal ein spezialisierter Ermittler für ältere Witwen, wenn sie von Schweizer Banken betrogen wurden. Aber ich bin kein professioneller Geheimagent.“

„Sind Sie das – nur das? In unserem Fall ist Geheimagent ein ehrbarer Beruf, so wie ein guter Pfadfinder zu sein.“

„Ich will weder ein Spion sein, noch fühle ich mich wie einer.“

„Ich verstehe.“ Er schwieg einen Augenblick lang.

„Nein, Sie verstehen es nicht,“ antwortete ich.

„Im Grunde genommen schon. Sie missverstehen mich – es ist schwer zu erklären.“

Er brach ab, weil er das Gefühl hatte, auf dem falschen Weg zu sein. Dann fuhr er fort:

„Wie dem auch sei – ich glaube, Sie brauchen einen Tapetenwechsel, und wir sollten ein wenig mehr miteinander reden. Warum kommen Sie nicht für ein paar Tage nach Berlin und wir gehen spazieren und unterhalten uns? Bringen Sie Annabel und den Kleinen mit.“

Wir mieteten ein großes Zimmer in einer Pension in einem ausgehenden Binnenschiff auf einem der Seen in Potsdam – ein romantisches Kleinod. Dort trafen wir Schall an einem frühen Nachmittag und machten einen Spaziergang durch die von Bäumen gesäumten Straßen der Umgebung.

„Sie sollten diesem Umfeld, das Sie mir beschrieben haben, wenigstens für eine Weile entfliehen. Ich kann mir vorstellen, dass Sie davon trübsinnig werden. Ich denke, Sie brauchen eine solide und ernsthafte Aufgabe, um sich zu beweisen, dass das Leben auch anders sein kann.“

„Oh nein,“ rief ich, „nicht schon wieder eine ihrer Aufgaben!“

„Erst einmal, lass uns du sagen. Wir kennen uns inzwischen lang genug. Mein Vorname ist Thomas.“

Ich nickte. Ich hatte lange darauf gewartet, konnte es aber nicht von meiner Seite aus vorschlagen. Er war der Ältere – und Höherstehende. Er fuhr fort:

„Ich habe einen entspannenden Auftrag für dich, ein Kinderspiel. Diesmal nicht über das Auswärtige Amt wie die vorherigen, aber trotzdem eine nette, amüsante diplomatische Mission, die einen inoffiziellen Kanal für informelle Gespräche mit einem ausländischen Würdenträger öffnet.

Du bist der perfekte Vermittler für diesen Zweck; du hast diese Fähigkeit, die Leute zu entspannen und zu beruhigen, indem du freundlich und gutmütig bist. Wir alle wissen, dass du mit solchen Personen zurechtkommen kannst. Du warst oft erfolgreich im Umgang mit Entführern. Du beherrscht ein paar Sprachen – oder sprichst sie sogar perfekt. Das hier ist ein Kinderspiel für dich – und du hast ein paar freie Tage in der Sonne, die sich bestimmt lohnen.“

Wieder einmal bemühte er sich, meine Eitelkeit zu kitzeln. Genau genommen wollte ich in Ruhe gelassen werden und leiden. Also sah ich ihn an und erklärte ihm mein Bedauern: „Ich bin jetzt ein verheirateter Mann und werde mich um meine Familie kümmern und sie beschützen. Das bedeutet auch, mich selbst zu schützen.“ Es klang gestelzt und unecht – das merkte ich sofort.

Und es machte sichtlich keinen Eindruck auf ihn. Er musterte mich einen Moment lang und genoss zweifellos meine Verunsicherung, lächelte und beharrte:

„Wie gesagt, es ist nur ein diplomatischer Auftrag, den die Diplomaten im Auswärtigen Amt aus politischen Gründen nicht selbst ausführen können. Ein bisschen entspanntes Reisen ist inbegriffen. Und du bekommst ein anständiges Beraterhonorar, mit dem du deinen Sohn mindestens ein Jahr lang ernähren kannst.“

Ich schwieg. Er ging ins Detail: „Wir möchten, dass du unser Kontakt zu einem russischen Geschäftsmann bist. Sein Name ist Nejpgauz, Rejngold Gustavovitch Nejpgauz – oder auf Deutsch: Reinhold Neuhaus. Er hat einen russlanddeutschen Hintergrund, jahrhundertalt; und er hat eine fürchterliche Familiengeschichte.

Sein Großvater wurde 1941 während des Großen Terrors in der Sowjetunion unter Stalin verhaftet. Sowohl die Frau des Großvaters als auch eine Tochter starben in den folgenden Jahren in sowjetischen Konzentrationslagern für Russlanddeutsche. Der Großvater selbst war von 1942 bis 1944 in einem Arbeitslager für Russlanddeutsche zum Eisenbahnbau inhaftiert. Er war stark abgemagert und von Skorbut Hautschäden übersät, wurde als so genannter ‚Todgeweihter‘ abgeschrieben und ‚zur Rekonvaleszenz‘ entlassen.

Unerwarteterweise überlebte er, ebenso wie sein Sohn Gustav. Der Großvater wurde Ende der 1950er Jahre von einem sowjetischen Gericht rehabilitiert; Vater und Sohn konnten sich in Moskau bei Verwandten niederlassen. Der Sohn heiratete und bekam ebenfalls einen Sohn: Reinhold, geboren 1961. Inzwischen ist der Sohn fünfundvierzig. Er ist gut ausgebildet, klug und extrem reich, zählt zu den ersten zweihundert Milliardären Russlands – ein hervorragender Manager, gut vernetzt, mit einem Genie dafür, das sowjetische und dann das neue System zu spielen, ohne sich in Politik oder schwerer Korruption zu verstricken.

Und er ist bescheiden geblieben, hält sich zurück und scheut soziale Kontakte, vor allem nachdem seine Frau vor einigen Jahren bei einem Unfall ums Leben kam. Sie hatten keine Kinder. Er ist ein sehr diskreter Milliardär, gibt kaum Interviews und es gibt nur

wenige Bilder von ihm. Er besitzt eine Yacht; zumindest wird sie als Yacht bezeichnet, ist aber ein kleines Kreuzfahrtschiff. Ich habe die Pläne gesehen; das Schiff wurde in Deutschland gebaut. Es ist etwas Besonderes, aber nicht bombastisch – keine goldenen Wasserhähne. Neuhaus liebt es, mit ihr die griechischen Inseln und den Rest des Mittelmeers zu bereisen.“

Er schaute mich an, um zu prüfen, ob ich seine Botschaft verstanden und aufgenommen hatte. Ich war mir nicht sicher. Ganz und gar nicht. Warum informierte er mich über das Leben eines russischen Geschäftsmannes? Warum sollte ich mit ihm Kontakt aufnehmen? Wollte Schall, dass ich seine Memoiren schreibe?

Nein, er wollte, dass ich mich mit dem Russen anfreunde.

„Ich würde ungern nach Russland zurückkehren, um dort einen ihrer Aufträge auszuführen. Russland ist nicht mein Lieblingsaufenthalt.“

„Du sollst nicht nach Russland reisen, sondern in wärmere Gefilde,“ antwortete Schall.

Ich erkannte, dass ich einen taktischen Fehler begangen hatte.

Er hatte mir eine Falle gestellt. Ich hätte es rundheraus ablehnen sollen. Ein ‚Nein‘ zu Russland konnte von ihm nur so interpretiert werden, dass ich ‚Ja‘ zum Rest der Welt meinte. Er lächelte und ich sagte ihm, er solle sein dummes Grinsen ablegen. Jetzt grinste er wirklich.

Ich grinste auch. Dann wiederholte ich, dieses Mal nicht kleinlaut oder abwehrend:

„Ich habe jetzt eine Familie. Tut mir leid. Punkt!“

Annabel hatte unser Gespräch verfolgt, schweigend zugehört und zugehört, jetzt mischte sie sich ein: „Ich weiß, dass du es nicht magst, eingesperrt zu sein, und ich kann es seit einigen Wochen spüren. Ein paar Tage allein in der Sonne würden Dir gut tun. Und ein paar ungefährliche kleine Abenteuer – das scheinst du zu brauchen.“ Sie hatte ihr grünes Licht gegeben. Ich freute mich über ihre Selbstlosigkeit und warf ihr einen Kuss zu – mit ein wenig schlechtem Gewissen.

Jetzt war es an ihr zu lächeln. Einige Minuten lang schlenderten wir wortlos durch Potsdams Berliner Vorstadt, betrachteten gedankenverloren die Villen und ihre Gärten, die zum Teil von windigen Netzwerkverbindungen und versteckten Bestechungsgeldern gespeist wurden. Ein Reisebus mit ein paar Touristen, die einen Blick auf die Berühmten und Mächtigen werfen wollten, die hier lebten, fuhr vorbei.

Nach einer Weile passierten wir das Haus von Theo Tullhude. Er war der Chefredakteur einer der führenden Boulevardzeitungen in Deutschland: Sensationen, Verbrechen, Skandale, Falschmeldungen und bössartiger Klatsch, die die politische Agenda von Tullhude förderten – einem Meister der Beschleunigung der Abwärtsspirale in der Qualität des deutschen Journalismus.

Ich fragte mich, ob Schall diesen Weg absichtlich gewählt hatte. Wir waren einmal in Tullhudes Haus gewesen, Schall, Malcsi und ich – allerdings ohne Laszlo. Es war ein illegaler, oder pararegaler, Besuch gewesen, und wie die meisten von Schalls Operationen einfallreich geplant. Tullhude war nicht zu Hause und hatte es nie erfahren. Aber Schall hatte gefunden, was er suchte: zwei große Zimmer, die Wände dicht mit impressionistischen Gemälden bedeckt. Er hatte Fotos gemacht, auch von einem Tresor daneben – von außen, denn er war verschlossen. Es war deutlich, dass er gerne einen Blick hinein geworfen hätte.

Schall murmelte, mehr zu sich selbst: „Ich sollte mich endlich auch um ihn kümmern. Vielleicht werde ich unseren Freund Laszlo fragen, ob er eine gute Idee hat. Wenn er eine hat, könnte ich sie mir leihen – obwohl seine Lösungen manchmal etwas skurril sind.“

Es gab eine geheimnisvolle Beziehung zwischen Schall und Laszlo, in der ich der unwissende dritte Partner war; anfangs fand keine Diskussion über das Thema zwischen den beiden statt, sie verstanden sich, ohne direkt etwas zu sagen. Es gab keinen formellen Beschluss, gegen Tullhude oder seine Mitarbeiter vorzugehen – es war eine stillschweigende Verschwörung. Und es war ein langfristiger Plan, über Jahre hinweg – die Infrastruktur wurde von Schall eingebracht, die Raffinesse der Pläne und die persönlichen Verbindungen kamen von Laszlo.

Offiziell hatte Tullhude als Journalist für eine kommunistische Parteizeitung in Ostdeutschland, in der damaligen DDR, gearbeitet, bevor er in den Westen ging, wo er sehr rasch die Karriereleiter hinaufkletterte. Diesen Weg setzte er zunächst bei einer kleinen linken, dann bei einer großen rechten Boulevardzeitung und anschließend bei einem populären Nachrichtenmagazin fort. Seiner Meinung nach sollten alle wichtigen Nachrichten auf zwei Absätze gekürzt werden, und ‚die Fakten mussten passen.‘ Er bügelte sie und hatte ein Händchen für Verallgemeinerungen und Übertreibungen, wie sie die Leute gerne lesen.

Schall brach unser Schweigen: „Er hat auch eine wertvolle Lektion gelernt: Es zahlt sich aus, Geschichten zu erfinden. Indem er Fehlinformationen verbreitet, vergiftet er langsam die Gehirne seiner Leser mit Lügen; er tut es auf subtile Weise und die meisten Menschen sind nicht in der Lage, das Ergebnis zu beurteilen.

Ich frage mich wirklich, wie er tickt und wie er zuerst einen Job bei einer linken, leicht pornografischen Tageszeitung und einige Jahre später als Chefredakteur einer antikommunistischen ‚Kill-the-Reds‘-Zeitung bekommen hat. Jemand muss geholfen haben, ihn zu etablieren. Ich vermute, dass er nicht nur einen journalistischen Hintergrund hat, sondern auch eine Ausbildung in Wirtschaft, Business und Verwaltung. Im kommunistischen Stil.“

Als wir weitergingen, wurde er wieder still und schien das Thema zu wechseln:

„Ich werde alt. Ich spüre es. Mein Alltag ist purer Stress. Ich kann ihm nicht entkommen – es sei denn, dass ich abtrete. Aber ich will nicht aussteigen, denn von meinem Platz aus kann ich die Dinge verändern – wenn auch in Grenzen. Ich habe Zugang zu Informationen, die andere nicht haben, und kann Wege finden, Hindernisse zu überwinden oder aufzubauen.

Mir ist klar, worauf du vorhin angespielt hast. Ich habe auch einen kleinen Sohn, und ich habe eine gute Frau. Ich muss sie beschützen. Trotzdem will ich, dass es mit Tullhude und seiner Bande ein Ende hat. Er ist böse und schlecht für unser Land – und er schreibt schlampige Prosa.“

Die letzte Bemerkung von Schall fand ich erstaunlich. Sie brachte mich zum Nachdenken:

„Meinst Du, dass er als *agent provocateur* geschickt wurde, um in Westdeutschland Unruhe zu stiften?“

„Er ist mit Sicherheit kein *agent provocateur*; vielleicht könnte man ihn als verborgenen Schläfer oder als eine Art Einflussagenten betrachten.“

Ich wollte mehr wissen. „Aber du willst ihn bekämpfen und das Gesetz in die Hand nehmen?“

„Ich bin kein Politiker. Ich bin ein Staatsdiener. Ich werde mich an das Gesetz halten. Andererseits ist es meine Pflicht, die Artikel des Grundgesetzes durchzusetzen. Zudem kann ich es nicht mehr ertragen, wenn meine Werte mit Füßen getreten werden, alles, was ich respektiere, was ich für gerecht halte, was von mir und meinem Dienst erwartet wird: dieses Land demokratisch und frei zu halten.“

Er schluckte. „Nur eine gemeinsame Anstrengung kann erfolgreich sein. Eine kleine Gruppe von Menschen, die einander vertrauen und sich gegenseitig ergänzen, in der Regel Männer.

Das Vertrauen muss allseitig sein und sie dürfen keine persönlichen Hintergedanken haben. Es gibt keine Aufteilung einer Beute, es gibt keine Beute. Sollte es einen Gewinn geben, wird dieser wieder in das Vorhaben investiert – der Gewinn gehört nicht der Gruppe, sondern wird zur Unterstützung der Opfer von Tullhude verwendet.“

Er sah mich an, um sich zu vergewissern, dass ich ihm zuhörte, und gab einen Laut von sich, halb ein Seufzer, halb ein Knurren.

„Wem kann ich vertrauen? Es ist nicht nur ein einzelner fauler Apfel, es ist ein langsam wachsender, tief sitzender Tumor. Der furchtbarste Verrat kommt nicht vom Feind, sondern von der eigenen Seite. Die Leute in den Geheimdiensten sind wie alle anderen Staatsbediensteten; selbst wenn sie gute Leistungen bringen, bleiben sie irgendwann in ihrer Karriere stecken – sie kommen nicht weiter, andere werden befördert. Wenn ein Vater zahlt oder Beziehungen hat, werden die wirklich guten Leute durch seine Söhne, Nichten oder Neffen ersetzt. Diejenigen, die ersetzt werden, sind jedoch ein leichter Fang für Konkurrenten von außerhalb, die mehr Geld oder Möglichkeiten bieten – um zwei Herren zu dienen.

Ich bin so angewidert von der schmutzigen Politik hinter den Kulissen. Regierungen kommen und gehen, aber einige der klügeren und vielleicht ehrenhafteren Beamten bleiben und versuchen, das Schlimmste zu verhindern – und tun, was sie für richtig halten.“

Für eine Weile liefen wir schweigend weiter. Dann wandte ich ein: „Du bist ein Träumer. So eine vertrauenswürdige Gruppe wirst du nie finden.“

„Doch, das werde ich. Früher oder später findet man Leute, die sich insgeheim einem solchen Team anschließen würden, wenn sie sehen, dass es keine egoistischen Ziele gibt und sie finanziell und sozial abgesichert sind. Jeder wird seinen Beitrag leisten und in seinem Herzen stolz darauf sein. Es ist für diese Menschen eine Herausforderung fürs Leben. Ihre Leistung und ihr innerer Zusammenhalt werden außergewöhnlich und nach außen hin unzerstörbar sein. Gegnerische Regime würden sie als ihre schlimmsten Feinde fürchten.

Von allen Menschen versteht ihr am besten, was auf dem Spiel steht. Wir sind eine solche Gruppe, Du, Laszlo und ich. Wir sind einander gegenüber loyal – oder wir haben zumindest ähnliche Zie-

le im Leben. Und Laszlo und ich sind realistisch; früher oder später wirst auch du Realismus lernen.“

Er ging weiter, starrte auf das Kopfsteinpflaster der Straße und dachte nach. Es war eine Müdigkeit in ihm, die nicht nur von Reisen und kurzen Nächten herrührte.

„Ich werde es auf deine und Laszlos Art machen – ihn zur Strecke bringen.“

„Auf welche Weise?“ fragte ich.

„So, wie ihr vor vier Jahren den amerikanischen Verbrecher aus dem Weg geräumt habt. Ihr habt ihm eine Falle gestellt und sein Partner hat ihn töten lassen. Aber ich will nicht, dass Tullhude getötet wird. Ich will, dass er lebt und leidet, so wie er andere Menschen leiden ließ.“

„Wie willst du das anstellen?“

„Das weiß ich noch nicht. Vielleicht kann Laszlo mir helfen – und du natürlich auch. Warum vereinbaren wir nicht ein ‚Brainstorming‘ in Basel?“

Ich wusste ziemlich genau, wovon er sprach. Laszlo hatte diese Art von Ideen: Die Rache ist mein. Natürlich würde er das nie zugeben.



Die Reisen eines Lebens

Es ist durchaus anzunehmen, dass eine Änderung des Klimas sehr merkliche Auswirkungen auf den lebenden Körper haben wird.

It is reasonable to believe that a change of climate would produce very sensible effects on the living body.

James Clark. *The Sanative Influence of Climate*. London 1848.

Laszlo Nagy war um die siebzig und wohnte in der Wohnung unter mir. Er war ein liebenswürdiger, umgänglicher Mann, auf den ersten Blick vertrauenswürdig und doch unergründlich – man hatte das Gefühl, als ob er eine undurchdringliche, dunkle Vergangenheit verbarg – was ihn nicht unsympathisch machte. Er war mittelgroß, gepflegt und adrett, er verlor langsam sein Haar und trug ab und zu einen grauen Schnurrbart.

Er hatte mir viel von sich erzählt, von seiner Jugend in Ungarn, seiner Emigration nach Deutschland, dann nach Frankreich und von seinem endgültigen Schlussstrich mit der Vergangenheit, als er sich in Basel niederließ und ein Geschäft für antike Landkarten, alte Drucke und seltene Bücher eröffnete. Ich war zu dem Schluss gekommen, dass er, als er jünger war, sein Geld mit Fälschungen verdient haben musste. Dann änderte er seinen Namen, zog in die Schweiz und lebte das ehrliche Leben eines aufrechten Bürgers.

Laszlos Persönlichkeit war eine Mischung aus Diskretion und lässiger Nonchalance, aus Würde und breiter Kultur. Im Laufe unserer Freundschaft gab er mir gute Ratschläge, aber er steckte seine Nase nicht in meine Angelegenheiten, mischte sich nicht ein und

drängte mich nicht, die Dinge auf seine Weise zu tun. Es herrschte eine gewisse Nähe und Vertraulichkeit, aber es gab eine Grenze, die wir nie überschritten hatten. Ich mochte seine Menschenkenntnis, seinen ausgeglichenen und höflichen Charakter und seine Lebensphilosophie.

Bis vor kurzem war ich sicher, dass er ein eingefleischter Junggeselle sei, als plötzlich eine nette Dame auftauchte – seine Freundin Amalia Nádasdy. Wie er war sie Ungarin, oder Ex-Ungarin, jetzt Schweizerin, und unter Freunden als Malcsi bekannt.

Sie war eine Kunstexpertein, und zwar eine hervorragende. Mehr noch, sie war berühmt auf ihrem Gebiet. Sie hatte etwas Liebenswertes an sich, das sich nicht erklären ließ; sie strahlte Zuneigung und Wohlwollen aus, war orthodox in ihren Ansichten, wie Laszlo, mit einer Prise Ketzerei.

Laszlo zeigte mir einmal, wie man eine Unterschrift täuschend echt imitiert; die ganze Szene hat sich mir bis heute eingepägt. Er verstand sein Handwerk.

„Man schreibt den Namen nicht nach, sondern dreht das Blatt um, auf dem die Originalunterschrift steht. Dann übt man, die abstrakten Linien zu zeichnen, die man sieht. Mit ein wenig Übung wird das Ergebnis authentischer sein als eine neu geschriebene Unterschrift.“

An seinem siebzigsten Geburtstag fasste er die erreichte Sprosse der Lebensleiter zusammen, auf der er nun stand:

„Ich bin so alt wie Sie – wenn ich jünger wäre.“ Er lächelte mich an. „Aber meine – alte – Welt hat sich weitgehend aufgelöst. Ich fühle mich ein wenig entfremdet von den heutigen gesellschaftlichen Gepflogenheiten.“

Seine Stimme war sanft, seine Bemerkungen waren bedächtig, und es gelang ihm in der Regel, seinen manchmal übermütigen und unverblühten Sinn für Humor zu zügeln.

„Wein,“ sagte er mir einmal mit seinem typischen scharfsinnigen Lächeln, „Wein hilft einem, ein nüchternes Verhältnis zur Realität zu bewahren.“

Zwischen ihm und Malcsi herrschte eine enge Bindung. Sie beschrieb mir ihre Zuneigung zu Laszlo:

„Die Ungarn sind einsam und sie sind Träumer. Sie haben eine Sprache, die niemand sonst versteht. Sie sind eine kleine Nation, ihr Land wurde in Stücke geschnitten und Teile an Nachbarstaaten angegliedert, deren Bürger die Ungarn im Grunde hassen, und die Ungarn versuchen, ihre Geschichte zu vergessen, weil sie ihnen un-

angenehm ist. Sie lieben Mythen und Sagen und Rhetorik, und sie träumen von der Größe ihres Landes. Aber es bleibt ein kleines Land.“

Ich wunderte mich und fragte nach:

„Ich weiß, wie und warum Laszlo nach Basel gekommen ist. Was ist mit ihnen? Wie haben Sie sich in diese Gesellschaft integriert? Wie ist ihr Leben in der Schweiz?“

Sie hielt inne, zögerte und begann dann ihre Eindrücke zu schildern.

„Die Schweizer Gesellschaft hat sich in den letzten vierzig Jahren drastisch verändert. Als ich ins Land kam, gab es noch eine gut ausgebildete und stabile Mittelschicht und den Finanz- und Militäradel. Die Klassenstrukturen haben sich nicht wesentlich verändert, aber das allgemeine Bildungs- und Verhaltensniveau hat sich verschlechtert. Ich habe nie versucht, mich unter die Basler Aristokraten oder die übrige Gesellschaft zu mischen; ich war nicht an ihnen interessiert. Sie leben gerne in ihrer eigenen Welt, obwohl sie nach außen hin sehr offen sind. Diese Ecke der Schweiz war schon immer voller Ausländer, von denen sich viele hier niedergelassen haben.

Ich mag Basel, auch wenn es nicht zu den Traumstädten dieser Welt gehört. Aber es ist international. Die Leute sprechen – eine Art – Deutsch und Französisch, und Englisch, und Italienisch ... und alles andere, wenn nötig. Es ist schweizerisch, mit dem begrenzten Horizont der Schweizer – und gleichzeitig ihrem weiten Horizont. Die einheimischen Schweizer können offen sein, die zahlreichen Ausländer hier sind offen. Es ist eine wohlhabende und reiche Stadt. Geld hat die neureiche Chemie- und Pharmaindustrie eingebracht. Sie haben auch Teile des Umlandes zerstört, vor allem am Rhein; aber man hat das ganze Hinterland, den Schwarzwald in Deutschland, das Elsass in Frankreich ... alles grün und leer. Es ist eine Stadt der Kultur, denn die Bürger haben Geld für Museen, Theater, Ballett und Oper ausgegeben. Ich fühle mich wie zu Hause; mit Laszlo ist es wie Budapest vor langer Zeit.“

Jetzt lächelte sie wieder.

Schon zwei Tage nachdem ich nach Basel zurückgekehrt war, traf Schall zum Gespräch mit Laszlo ein. Wir trafen uns in der Brasserie Orphelin in der Nähe unserer Wohnungen, unserem Lieblingslokal in der Stadt. Schall hatte Laszlo bereits am Telefon angedeutet, worum es ihm ging. Vorsichtig fasste er es für uns beide noch ein-

mal zusammen: „Sie fragen sich vielleicht: Was ist der Grund für diesen Plan?“ Schall schaute Laszlo an.

„Ich will es ihnen erklären. Ostdeutschland, die DDR, wurde lange Zeit von einer engmaschigen Camarilla geführt, die damals fast allmächtig war. Sie kontrollierten mit Bestechungsgeldern – Privilegien, regelmäßigen Vergütungen oder einfach Bargeld. Mit dem Untergang des Landes versuchten sie, das Überleben ihrer Netzwerke im neuen, größeren deutschen Staat zu sichern.

Es ist eine ähnliche Situation wie nach dem Zweiten Weltkrieg, als zum Beispiel die OdeSSA, die Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen, praktische und finanzielle Hilfe für verhaftete, verurteilte und flüchtige ehemalige Mitglieder der Nazi-SS organisierte. Es gab mehrere solcher Organisationen, sowohl im Offenen als auch im Verborgenen.

Schon vor dem Fall der Berliner Mauer gab es ostdeutsche Äquivalente in Europa und Übersee; für uns ist die Neue Stille Hilfe die wichtigste. Als die DDR aufhörte zu existieren, hatten einige der Köpfe hinter dem Netzwerk das Land schon lange verlassen und sich in Westdeutschland, Österreich, der Schweiz oder Südamerika niedergelassen. Sie waren gerissen und geschickt in der Planung und Organisation der Anlage von ehemaligem DDR-Vermögen.

Meiner Meinung nach ist Tullhude das Herzstück der gesamten Organisation, eine sehr sichtbare und einflussreiche Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, auch wenn er nicht der Kopf des gesamten Geschäftsnetzes ist. Es gibt auch einen mehr oder weniger unabhängigen österreichischen Zweig, die ‚Vienna Connection‘, die von einer Frau geleitet wird. Sie bekam ihr Geld und floh – nach Israel. Tullhude und Neue Stille Hilfe scheinen nicht mit der Vienna Connection verbunden zu sein – sie scheinen, aber man weiß nie.

Wir sollten uns mit ihnen im Detail beschäftigen. Der Weg, den Einfluss und die finanzielle Macht der Nachfolge-Netzwerke der DDR-Staatsmafia zu zerstören, besteht darin, ihren Zusammenhalt aufzulösen, sie zu zersplittern und sich dann mit den einzelnen Stücken zu befassen, eines nach dem anderen. Zwei Personen haben wir bereits ausgeschaltet, Obermann, der ihr wirtschaftlicher Leiter war, und Tal, den Maulwurf in meiner Organisation.“

Er hielt inne und räusperte sich.

Ich dachte einen Moment lang nach und fragte dann: „Es tut mir leid, ich kann dir nicht folgen. Ich weiß von Tullhude. Aber wen interessiert sein Hintergrund? Die Deutschen nicht. Und die deutschen Medien auch nicht. Sie vergöttern ihn.“

Was ist der beste Ansatzpunkt, um mehr und substantielle Informationen über Tullhude und seine Neue Stille Hilfe zu bekommen? Wer hat detaillierte Kenntnisse über die gesamte Operation?“

Schall ging sofort darauf ein:

„Für mich ist das heute die wichtigste Frage. Viele, die Bescheid wissen, sind entweder tot, wie die rechten bayerischen Politiker, die ihnen geholfen haben, oder sie sind zu tief involviert und haben Angst, etwas zu sagen. Wir glauben auch, dass einige der russischen Geheimdienste involviert sind.

Die meisten Mitglieder der Neue Stillen Hilfe sind inzwischen alt und engstirnig, aber die Organisation hat eine enorme Summe an Kapital angehäuft, das sie beiseite geschafft haben – früher in ihrer eigenen Schweizer Bank, aber höchstwahrscheinlich auch in Delaware-Firmen in den Vereinigten Staaten. Nordamerika ist ein wichtiger Zufluchtsort für Schwarzgeld und illegale Gelder.

Aber uns fehlen detaillierte Informationen darüber, wie dieses Spinnennetz gesponnen wird. Nur wenn wir die bekommen, können wir handeln. Und dazu brauche ich ein Brainstorming mit Leuten, denen ich absolut vertrauen kann.“

Er sah erst mich, dann Laszlo an.

„Euch.“

Laszlo und ich starrten auf den Tisch, der vor uns stand.

Stille.

Dann stöhnte Laszlo leise auf und sagte:

„Rotwein oder Champagner?“

Ich schaute Schall an: „Champagner?“

Er räusperte sich und stieß eine Reihe von Lauten aus. Schließlich verstand ich: „Champagner.“ Er nickte. Der Kellner brachte eine Flasche. Ich reichte Schall ein Glas.

Er nippte und starrte Laszlo an.

Wir schwiegen, bis wir alle langsam unser erstes Glas ausgetrunken hatten.

Dann fragte ich: „Wo ist das Geld oder wo ist ihr Vermögen jetzt? Gibt es jemanden, den man fragen könnte?“

Schall zuckte mit den Schultern. „Wir wissen es nicht genau. Vielleicht in einem Land im Nahen Osten.“

Ich konnte mir vorstellen, wo.

„Ist Kantor darin verwickelt?“ fragte ich.

„Ich denke schon. Aber er ist schon Ende achtzig, fast neunzig. Wir haben vergeblich versucht, wieder einen Kontakt zu ihm her-

zustellen. Man sagte mir, er sei senil und von der Außenwelt völlig abgeschirmt. Tullhude scheint jetzt der Schatzmeister zu sein, und er scheint das Geld anderweitig investieren zu wollen, wie ich aus den Gerüchten herausgehört habe.“

Laszlo kannte Kantor; er hatte ihn in den 1950er Jahren in Budapest kennengelernt und traf ihn zwanzig Jahre später in Ost-Berlin wieder. Schall und ich kannten ihn nur vom Hörensagen.

Kantor wurde 1919 in Konstantinopel geboren. Er wuchs in der Türkei auf und ging in den 1940er Jahren mit seiner Mutter nach Palästina. Er erlebte den israelischen Unabhängigkeitskrieg und die ersten Jahre der Staatlichkeit des neuen Landes, bevor er nach dem Tod seiner Mutter weiterzog, diesmal nach Ungarn.

Laszlo hatte ihn mir einmal so beschrieben: „Er hatte eine Gabe der Zunge, wie man sagt. Ich war überwältigt, als ich erfuhr, dass er türkisch, hebräisch, jiddisch, englisch, deutsch, französisch und sogar stockend ungarisch sprach. Er war zurückhaltend, gut aussehend und unterhaltsam.“

Kantor reiste weiter und wurde im kommunistischen Ostberlin ein mehr oder weniger unabhängiger Geschäftsmann, der tief in schmutzige innerdeutsche Geschäfte verwickelt war. Für ihn gab es keinen Eisernen Vorhang; er handelte und zog von Ost nach West und von West nach Ost. Anfang der 1980er Jahre wanderte er zunächst nach München in Westdeutschland aus und ließ sich dann aus ‚gesundheitlichen Gründen‘ für eine Weile auf der Insel Mallorca nieder. Seine Ausreise geschah mit der wohlwollenden Genehmigung der Stasi. Er hatte auch einflussreiche Freunde in Bayern, in der Politik und im Bankwesen. Sie schützten ihn.

Er war ein Abenteurer, in hunderte zwielichtiger Geschäfte verwickelt, ein Mann, der am Rande hochrangiger gesellschaftlicher Kreise lebte und mächtige Freunde an den erstaunlichsten Orten hatte.

Vor einigen Jahren hatte Schall einen seiner besten Agenten, Helmut Tal, ausgesandt, um mit ihm zu sprechen und ihn auszuhorchen, aber er kehrte unverrichteter Dinge zurück. Er berichtete, Kantor sei zu alt und seine geistigen Fähigkeiten würden rapide abnehmen. Bald darauf zog Kantor nach Israel.

Tal war ein Doppelagent, der für die Neue Stille Hilfe arbeitete. Er starb einige Monate später bei einem Autounfall in Frankreich. Ich wusste, dass der Unfall arrangiert worden war.

Laszlo stöhnte wieder und schüttelte den Kopf: „Einer meiner Leitsätze während meines langen und qualvollen Lebens war: Erzähle niemandem alles, schon gar nicht deiner Geliebten. Aber da Sie gesagt haben, dass Sie mir vertrauen und Sie nicht in die Kategorie ‚Geliebte‘ fallen, werde ich ihnen etwas gestehen.

Ich habe über die Jahre hinweg Kontakt zu Kantor gehabt.

Von Zeit zu Zeit ruft er mich an, meistens im Laden. Wir reden ein bisschen über Kunst und das Wetter – keine Politik, keine persönlichen Details. Er lebt in einer kleinen Wohnung in Tel Aviv und muss sehr einsam sein. Er tut mir leid, obwohl er unlauter – und ein bewundernswerter Meisterschwindler ist.

Ich frage mich, ob er noch einen deutschen Pass hat.

Ich erinnere mich an seinen ersten Anruf – wie er wohl meine Nummer gefunden hatte? Erst nach einer Weile wurde mir klar, dass es Kantor persönlich war – und sein Anruf war ein Aufschrei, ein Hilfeschrei.

Er sagte mir: ‚Sie wollten nie für mich arbeiten – das macht Sie zu einem ehrlichen und vertrauenswürdigen Mann. Ich werde hier in Tel Aviv langsam wahnsinnig. Würden Sie mich für ein paar Tage besuchen kommen?‘

Damals habe ich abgelehnt. Aber er rief weiter an.“

Hier unterbrach Laszlo seine Erzählung, denn Annabel und Malcsi waren mit unserem Sprössling Nicolas angekommen. Malcsi liebte Nicolas. Sie waren am Fluss spazieren gegangen und wollten mit uns eine Tasse Kaffee trinken.

„Champagner mitten am Nachmittag? Habt ihr etwas zu feiern?“

„Nein,“ sagte Laszlo. „Jack und mir ist etwas peinlich. Wir versuchen, es wegzulachen oder besser zu ertränken.“

„Was?“ fragte Malcsi.

„Champagner hat eine Nebenwirkung,“ antwortete Laszlo. „Man vergisst Dinge sofort.“

„Ich verstehe,“ lächelte Malcsi. „Warum bestellst du nicht noch eine Flasche? Wir wollen auch vergessen.“

Er tat es und erklärte dann: „Männer, wenn sie älter werden, und,“ Laszlo wandte sich Malcsi zu, „ewig junge Frauen wie du haben manchmal das Gefühl, dass es an der Zeit ist, das Heilige Land zu besuchen. Es könnte für Körper und Seele gut sein, einige der alten Stätten zu sehen, über Religion nachzudenken und vielleicht, mit etwas Glück, auch ein paar Bekannte und Freunde zu treffen.“

„Aber wie wollen Sie ihren Freund finden?“ fragte Schall. „Anscheinend hat Kantor seinen Namen geändert und eine neue Identität von einem der anderen deutschen Geheimdienste erhalten.“

Laszlo sah ihn lächelnd an, das Kinn auf die gefalteten Hände gestützt.

„Wie ich schon sagte: kein Problem. Ich habe seine Telefonnummer zu Hause.“



Wo Milch und Honig fließen

Woher mein Pessimismus kommt? Von meinen Beobachtungen.
Where my pessimism comes from? From my observations.

John le Carré. Les Nouvelles Littéraires. 1965.

Einige Tage später flogen Laszlo und Malcsi von Zürich nach Tel Aviv. Sie hatten eine Pauschalreise ‚Das Heilige Land in einer Woche‘ gebucht – passenderweise in Business Class. Ein geladen wurden sie inoffiziell von ihrem alten Freund, Herrn Schall aus Berlin.

Dem jungen und neugierigen Einwanderungsbeamten am Flughafen Ben Gurion erzählten sie dies jedoch nicht. Sie waren nur ein weiteres altes, wohlhabendes Schweizer Paar, das Dollars nach Israel brachte. Trotzdem hieß er sie nicht willkommen.

Kantor wohnte in der Mendele Street, direkt am Strand im ‚weißen‘, vormals deutschen Bauhausviertel von Tel Aviv – nahe der Ben Yehuda Street. Laszlo besuchte ihn allein; Malcsi war in den Museumsshop des Tel Aviver Kunstmuseums gegangen, um sich umzusehen und ein paar Geschenke für Freunde zu Hause zu besorgen.

Nach seiner Rückkehr nach Basel erzählte Laszlo mir und Schall, der sofort aus Berlin gekommen war, was er gesehen und gehört und herausgefunden hatte.

Kantors Wohnung lag im obersten Stockwerk, war lichtdurchflutet und hatte eine hochummauerte Terrasse, die mit Bougainvilleen und kleinen Ölbäumen in riesigen weißen Blumentöpfen bestanden war. Es gab nur wenige, aber ausgewählte Möbel und Teppiche. Die Wände der Wohnung waren weiß, die Fassade des Gebäudes auch, wie viele Wohnhäuser im Bauhausviertel, die von Deutschen in den 1930er Jahren gebaut wurden.

Im Gegensatz zu allen Berichten über ihn war Kantor scharfsinnig und wusste, was in der Welt vor sich ging. Doch seine Frau war schon vor Jahren gestorben; er hatte keine Besucher, keine vertrauenswürdigen Freunde oder Verwandten, und er war schon lange Zeit auf der Flucht. Der einzige Ort, an dem er leben konnte, ohne gejagt und verfolgt zu werden, war Israel. Die Israelis würden ihn nicht ausliefern.

Er war alt, verbittert, einsam, reich, aber zu alt, um sein Geld zu genießen – seine materiellen Wünsche waren geschrumpft. In Israel war er hilflos, anderswo war er entthront und von seinen ehemaligen Mitstreitern vergessen worden.

Wie er es beschrieb: „Die Menschen verzeihen fast alles – außer Erfolg.“

Er erzählte Laszlo viele Geschichten, er konnte fast nicht aufhören zu reden, und seine Geschichten waren oft lustig, ohne dass sie fein waren.

„Israel ist kein Ort für die Götter. Das Klima ist widerwärtig. Es liegt auch ein schaler Geschmack von Faschismus in der Luft – wie Albert Einstein schon während des Unabhängigkeitskrieges voraussagte.

Ich bin hier ein Gefangener, ich kann das Land nicht verlassen – aber das ist meine Schuld, muss ich zugeben, die Strafe für meine Sünden. Nicht die kleinen Sünden des Körpers, die sind unbedeutend. Man sollte sündigen oder ein wenig mehr gesündigt haben, aber ich bin jetzt zu alt.“

Die Geschichten und manchmal auch die Erklärungen für das, was er in seinem Leben getan hatte, liefen im Zickzack.

„Ich habe Anfang der 1950er Jahre in Budapest gelernt, wo und wie es langgeht. Wenn man erfolgreich sein will, muss man unkonventionell denken. So haben es die Japaner im Zweiten Weltkrieg gemacht. Sie bauten in Europa einen regelrechten Spionagemarkt auf, auf dem geheime Informationen im Ringtausch angeboten wurden. Japanische Geheimdienstzentren befanden sich in Belgrad, Vichy und Stockholm. Die Japaner belieferten auch die

sowjetischen und britischen Geheimdienste. Der britische Geheimdienst verkaufte bis 1939 Nachrichten an die deutsche Gestapo.“

Er wechselte das Thema: „Früher habe ich nie das Buch der Bücher gelesen. Jetzt habe ich es. Das Alte Testament ist moralisierende Unterhaltung und ein Verhaltenshandbuch für kleine archaische Wüstenstämme – Phallokrate, mit einer Vorliebe für Sex, Magie, Spione, Hurenhäuser – ohne jeden Anspruch auf Objektivität oder historische Zuverlässigkeit.“

Es ist wie Tausend-und-eine-Nacht, nur noch brutaler, denn der jüdische Gott ist grausam. Die griechischen Götter und Göttinnen hatten Charme und einen Sinn für Humor, Eigenschaften, die dem christlichen, jüdischen oder muslimischen Gott völlig fehlen. Sicher in Gottes Hand? Ich halte das für einen eher misslichen Ort, um dort zu verweilen.

Die hebräische Bibel stellt an einer Stelle Speisegesetze auf, einige Absätze weiter unten fordert sie, dass Homosexuelle gesteinigt werden. Es geht darum, Krieg zu führen und anderen Menschen, die dort leben, fruchtbares Land – Kanaan – wegzunehmen. Sie wollen mehr und besseren ‚Lebensraum,‘ der dem jüdischen Volk von Gott geschenkt würde. Wenn man das liest, versteht man, warum die Menschen die Juden nicht mögen. Und es gibt so viele Strömungen des Judentums; sie hassen sich gegenseitig, sie sind die zänkischsten Menschen, die ich je getroffen habe.

Aber ich glaube nicht, dass die Araber besser sind. Sie sind nach dem gleichen Muster gestrickt. Es sind die Charakteristika der Israelis – Unhöflichkeit, Aggressivität, Gewalt, Rücksichtslosigkeit, die Unfähigkeit, die Existenz des anderen anzuerkennen. Wie die Araber können sie zwei gegensätzliche Meinungen gleichzeitig vertreten – und beide verteidigen, wenn es zu ihrem Vorteil ist.“

Seine Hoffnungslosigkeit schwoll an: „Es gibt so viel Aggression. Die Leute hier sagen: Kinder im Nahen Osten werden mit einem Hang zum Steinwerfen geboren, nicht nur Kinder von Arabern, sondern auch Kinder von orientalischen Juden. Der Orient hat offenbar etwas mit dem Steinwerfen zu tun, vielleicht weil es hier so viele davon gibt.“

Er nickte vor sich hin und stimmte sich selbst zu – ja, so ist es. „Ich teile ihre Ansicht – es ist wahr. Denken Sie nicht, dass ich meschugge bin. Nein, ich bin nicht meschugge.“

Welcher mitteleuropäische Jude wäre schon nach Palästina ausgewandert? Nur diejenigen, denen die Einreise in die Vereinigten Staaten verweigert wurde. Polen, Deutsche – wer immer, und die

Altneuland-Zionisten. Die meisten deutschen Juden wären lieber in ihrem Heimatland geblieben – in Deutschland.

Wie ich blieben sie ewige Emigranten in Palästina und Israel.

Andererseits darf man nie vergessen, dass nicht nur die Briten, sondern auch die jüdische Verwaltung in Palästina alte und kranke Menschen nach Nazi-Deutschland zurückschickten; sie wollten junge und gesunde Männer – und sie wollten keine Juden aus arabischen Ländern; der Zionismus brauchte harte, gut ausgebildete und zuverlässige Arbeiter. Wie ‚unser‘ erster Premierminister sagte: Israel sollte ein ‚europäisches‘ Land sein. Aber heute ist es orientalisch – Israel ist im Orient, nicht in Europa.

Heutzutage wandert die jüngere israelische Generation wieder aus: nach Deutschland – wenn sie es nicht in die Vereinigten Staaten schaffen, das zahlende *Alter Ego* Israels. Ich wünschte, ich könnte dasselbe tun.

Junge Israelis interessieren sich mehr für blonde Frauen und Shopping als für Kibbutzim. Ich bin zu alt für blonde Frauen. Und ich bewundere keine amerikanisch-jüdischen kriminellen Ungeheuer wie Meyer-Lansky und Bugsy Siegel – auch wenn einige Leute glauben, dass ich ein Krimineller bin. Ich habe einige illegale Dinge getan, aber ich bin kein Massenmörder oder ein negativer Charakter.“

Er war das herausragende örtliche Beispiel für den grantigen und desillusionierten alten Mann – ein älterer Mitteleuropäer levantinischer Herkunft, der den modernen Orient – oder die moderne Welt im Allgemeinen – nicht verstand.

Der freundliche Austausch zwischen den beiden ging weiter, ein gutmütiges Geben und Nehmen. Sie tratschten über alte Zeiten, über Menschen, die sie gekannt hatten, ohne sich gegenseitig auf die Füße zu treten. Sie waren darauf bedacht, sich nicht gegenseitig zu verletzen.

In der Zwischenzeit hatte Kantors Haushälterin Kaffee und einige kleine Erdbeertörtchen gebracht.

Kantor wechselte ins Ungarische – diese Geheimsprache, wie er sie nannte – und kommentierte: „Die Törtchen sind gut, aber bestimmt nicht so gut wie bei Gundel in Budapest vor fünfzig Jahren. Meine besten Mahlzeiten hatte ich in Budapest und meine beste Geschäftszeit in Ost-Berlin – das ist lange her. Wie viele meiner Glaubensbrüder – *je suis un Juif Errant*.“

Schließlich kamen sie auf das Thema Tullhude zu sprechen. Laszlo spürte, dass Kantor Tullhude hasste wie die Pest. Er wollte sich rächen, ohne im Einzelnen zu sagen, wofür, aber er wusste nicht, wie er es anstellen sollte.

„Was ich sehe, gefällt mir nicht besonders.“

Kantor erklärte, dass Tullhude das Geld der Neuen Stillen Hilfe neu anlegen wollte:

„Die Gelder, oder sagen wir mal die Vereinskasse, die die oberste Nomenklatura hinterlassen hat: Sie haben Gold und Devisen im Ausland gebunkert. Ein Teil davon war in einer ehemaligen Schweizer Bank im Süden des Landes versteckt, die von einigen Schweizern geführt wurde, aber der NSH gehörte. Sie wurde offiziell aufgelöst und sie brauchen dringend ein neues Nest für das Geld. Tullhude ist der Verantwortliche, aber einige Russen wollen auch einen Teil davon – und sind ihm auf der Spur.“

Das war keine Neuigkeit; Schall hatte das schon vorher gewusst. Die Financial Intelligence Unit des deutschen Zolls hatte angedeutet, dass sie Warnungen über Geldwäschemethoden der Stasi-Bank erhalten hatte.

Kantor entspannte sich langsam und begann, ins Detail zu gehen.

„Ich vermute, er will irgendwo eine neue Bank gründen oder eine bestehende übernehmen, denn Banken kontrollieren sich in der Regel selbst oder können sich einer Kontrolle ihrer Geschäfte von außen weitgehend entziehen.“

Die beiden Hauptziele der Führer der Neuen Stillen Hilfe sind das Anlegen und Verstecken ihrer Gelder, sowohl zur eigenen Bereicherung als auch zur Finanzierung ihres zweiten Ziels, der langsamen Unterwanderung von Gesellschaft und Verwaltung durch einen schleichenden ‚langen Marsch durch die Institutionen‘. Tullhudes Neue Stille Hilfe streut ihr Vermögen mit eher erfreulichem Gewinn in kleinere und in größere Investitionen – Gewinn an Geld und Gewinn an politischem Einfluss.

In Berlin zum Beispiel sind sie dabei, die gesamte Führung fast aller Sicherheitsbehörden auszutauschen und ihre Leute oder Sympathisanten einzubringen. Bei der Polizei, der Generalstaatsanwaltschaft und bei einem der deutschen Geheimdienste, dem Verfassungsschutz – sogar bei der Feuerwehr.

Es gibt große und zahlreiche öffentliche Einrichtungen, die von Apparatschiks der Neuen Stillen Hilfe geleitet werden. Einige sind Neostalinisten, die neue Linke. Sie sorgen für massive ‚Sozialtransfers‘ aus Steuergeldern und ermöglichen so die Förderung lin-

ker Einrichtungen, die an ihren Fäden hängen. Es ist ihre Zauberformel, die nicht-linke Mehrheiten in Großstädten und kleinen Städten auf dem Land für Jahre, wenn nicht Jahrzehnte unmöglich macht. Dank massiver Subventionen zementieren linke Kreis- oder Stadtregierungen hier aufgebaute Mehrheiten. Sie wollen – und werden über die Jahre die Macht auf dem Land zurückerobern.

Inzwischen gibt es verschärfte Geldwäschegesetze. So zieht der Immobilienmarkt zunehmend dubiose Vermögen an. Für diese Käufer ist der Kaufpreis zweitrangig. Wenn man eine Bank besitzt oder kontrolliert, ist es leicht möglich, den Transfer von Schwarzgeld über Immobilienfonds zu ermöglichen.

Die Neue Stille Hilfe besitzt über Mittelsmänner Hotels im In- und Ausland; das ist ein perfekter Weg, um Treffpunkte zu haben. Sie haben einfach die Logistik der Mafia kopiert – und waren erfolgreich, in kleinerem Maßstab.

Sie sind auch in der Gastronomie tätig, ideale Investitionen für die Geldwäsche. Sie begehen keine offensichtlichen Straftaten, und Tullhude hat mächtige Freunde, die ihn decken, zum Beispiel in der Bundesregierung, aber auch eine Reihe anderer Politiker, die großen Medien und die Staatsanwaltschaft. Seine neuen Kontakte im deutschen Establishment, der neuen Elitekaste, öffnen ihm Türen und verschaffen ihm Kontakte; er würde immer jemanden finden, der ein Abendessen oder ein Wochenende mit Regierungspolitikern und Großbankern organisiert.

Er freundet sich mit Menschen an, schafft sehr geschickt soziale oder sogar emotionale Bindungen. Diese wiederum neigen bald dazu, ihn als mächtige Kraft zu fürchten. Journalisten, Politiker und Geschäftsleute umwerben ihn, damit er nichts über sie verrät oder erfindet und veröffentlicht. Er knüpft Kontakte zu ihnen, aber es könnte für sie lebensbedrohlich sein, sich in seinen Spinnennetzen zu verfangen, denn wenn sich der politische Wind dreht, ändert sich auch Tullhudes Haltung, er folgt der Windrichtung.

Aber er hat jedes Gefühl für Anstand verloren und ist unmoralisch, ruchlos, schmutzig – und schuldig. Seine Spitzel haben ihn vor der Gefahr gewarnt, aber er hat ihre Warnungen mit einem Achselzucken abgetan.“

Kantor saß auf seinem Sessel, den Körper und den Kopf nach vorne geneigt, den Blick auf seine gefalteten Hände gerichtet, als ob er seine Fingernägel inspizieren würde:

„In meinen langen und einsamen Tagen – und Nächten – habe ich unentwegt über einen Weg gebrütet, Tullhude und seine Mitwisser

unschädlich zu machen. Er ist vorsichtig wie eine Elster und misstrauisch wie eine alte Ratte, wenn er von Außenstehenden angesprochen wird. Er überprüft sie und hat ein Netz von Informanten – Ostdeutsche aus alten Zeiten, Westdeutsche, die er zur Preisgabe von Informationen erpressen kann, und vor allem Russen beider großer Geheimdienste. Er hat auch Kontakte zu den amerikanischen und israelischen Diensten, aber in geringerem Maße. Er traut weder den Amerikanern noch den Israelis.“

„Woher wissen Sie das?“

„Nun,“ er zuckte mit den Schultern und lächelte, „ganz einfach, weil ich sein Vorgesetzter war. Tullhude hat eine Leidenschaft dafür, Intrigen zu spinnen. Früher habe ich die gesamte Organisation geleitet, bis ich durch Tullhudes Intrige auf die Weide gestellt und abserviert wurde. Ein Teil der täglichen Routine wurde von einem gewissen Obermann erledigt, aber der war kein kreativer Kopf und ist letztes Jahr verschwunden; offenbar haben ihn die Amerikaner entführt, weil er Waffen in den Nahen Osten verkauft hat. Er ist einfach irgendwo in Italien verschwunden.“

Kantor lehnte sich zurück, sein Gesicht war verhärmt. Er wandte sich direkt an Laszlo und kehrte zum vorherigen Thema zurück.

„Der beste Weg, Tullhude zu erwischen, ist über seine Eitelkeit – er ist sehr selbstgefällig. Er hätte gerne einen akademischen Grad erworben. Er würde sich freuen, als großer Kunstsammler und Kunstkenner anerkannt zu werden, aber im Grunde ist er ein Dilettant mit eher oberflächlichen Kunstkenntnissen und muss alle seine impressionistischen Gemälde verstecken, weil ihre Quellen manchmal zweifelhaft sind. Er möchte von den Mächtigen dieser Welt auf gleicher Augenhöhe angesehen und akzeptiert werden. Derzeit weiß niemand über seine Herkunft Bescheid, und er gilt als Parvenü aus dem Osten.

Man könnte hier einhaken, aber ich habe nicht die geringste Ahnung, wie.“

Er verstummte und schloss seine Augen. Er war müde geworden. Er war es nicht mehr gewohnt, ganze Tage mit Besuchern zu verbringen und Geschichten aus seinem Leben zu erzählen. Und – sein Geist war gebrochen.

„Ich möchte gerne, dass wir uns wiedersehen. Bitte – kommen Sie wieder zu mir nach Israel und besuchen Sie mich. Ich würde es wirklich zu schätzen wissen. Es ist so schön, mit ihnen zu sprechen.“

Laszlos Erzählung endete. Malcsi und er waren zwei Tage später in die Schweiz zurückgefliegen.

In die darauf folgende Stille klingelte Schalls Handy. Nachrichten aus Berlin: Er verließ die Brasserie, um auf der Straße zu hören und zu reden. Das gab Laszlo und mir Zeit, uns zu beruhigen. Er versuchte zu verdauen, was er erzählt hatte, und ich, was ich gehört hatte. Als Schall zurückkam, sah er besorgt aus.

„Schlechte Nachrichten,“ sagte er, „man hat mir mitgeteilt, dass Kantor tot ist. Er hat Selbstmord begangen, indem er von seiner Terrasse gesprungen ist. Er hat keinen Brief hinterlassen.“

Laszlo war verblüfft und sah schockiert aus.

„Wie kann er von seiner Terrasse springen? Die Wände sind anderthalb Meter hoch. Er war ein alter Mann und hatte Schwierigkeiten, aus seinem Sessel aufzustehen und in die Küche zu gehen. Wie konnte er diese Mauer hochklettern?“

„Nun,“ sagte Schall, „vielleicht haben ihm seine beiden Besucher geholfen.“

„Welche Besucher?“

„Zwei Männer, die einige Stunden später mit einem Flug nach Moskau das Land verlassen haben.“

„Warum wurden sie nicht angehalten und verhört?“

„Die örtlichen Behörden waren nicht daran interessiert. Sie stufen es als Selbstmord ein. Sie haben lediglich die deutsche Botschaft informiert, dass ein deutsche Staatsbürger verstorben ist. Die Beerdigung hat bereits stattgefunden.“

Schall starrte an die Decke und fluchte:

„Mein Fehler.“

Dann fügte er hinzu: „Wir haben uns verrechnet. Kantor stand unter Beobachtung. Vielleicht war seine Wohnung verwandt, obwohl ich das bezweifle. Wahrscheinlich hat jemand, vielleicht seine Haushälterin, irgendjemandem einen Tipp gegeben.“

Ich glaube nicht, dass sie herausfinden werden, dass Laszlo ihn besucht hat, selbst wenn sie Laszlos Telefonnummer in seiner Adressliste finden; sie werden nicht in der Lage sein, dem Besucher einen Namen zuzuordnen.“

Dann ließ er das Thema fallen, hilflos.

Eine Weile schien er zu träumen, dann wachte er auf: „Aber erst einmal zu den wirklich wesentlichen Dingen: Wie kann man ein enges, vielleicht vertrauliches Verhältnis zu einem leicht exzentrischen, zurückhaltenden, russischen Milliardär aufbauen, der zurückgezogen auf einer riesigen Yacht im Mittelmeer lebt? “

Er antwortete nicht auf seine Frage, sondern stand sofort auf, verabschiedete sich und verschwand – zurück zum Flughafen, um nach Berlin zurückzukehren:

„Ich will ein Wochenende mit meiner Familie.“

Annabel und der kleine Nicolas verbrachten das Wochenende bei Annabels Eltern und ließen mich so lange schlafen, wie ich wollte. Das tat ich auch. Am Samstag stand ich nach neun Uhr auf, frühstückte und hielt kurz darauf eine lange Siesta bis in den Abend.

Als ich aufwachte, spielte ich mit dem Gedanken, einen kurzen Spaziergang am Fluss zu machen. Aber nach einer Minute stand ich vor der Eingangstür der Brasserie Orphelin. Ich ging hinein. Obwohl es schon spät war, saß Laszlo an seinem üblichen Tisch, ein leeres Glas Rotwein vor sich, und machte sich Notizen auf dem Rand einer Zeitung.

„Hast du Lust auf einen Schlummertrunk?“ fragte ich.

„Ja, warum nicht.“ Er klappte seine Brille zusammen und verstaute sie in ihrem Etui.

Dann sah er mich an und sagte: „Wir scheinen in einer Zwickmühle zu stecken. Aber ich habe mich gerade an eine Geschichte erinnert, die ich in meiner Jugend sehr mochte und für die ich mich erwärmen konnte, weil sie mich lehrte, abzuwarten und zu überlegen.“

Wenn dir jemand etwas antut und du ihm eine Lektion erteilen willst, dann tu es nicht überstürzt. Überlege es dir zweimal – oder dreimal. Wenn du nach zwei Wochen oder einem Monat oder einem Jahr immer noch zurückschlagen willst, dann fang an zu planen. Nimm dir Zeit: Der Blick nach vorn ist der beste Teil.

Dann erzählte er mir seine kleine Geschichte.

„Viele Jahre lang, bis zu ihrem Tod, erinnerten sich Herr und Frau Jones in England an einen deutschen Kriegsgefangenen, der jede Woche zu ihnen geschickt wurde, um in ihrem Garten zu arbeiten. Er wurde Ende 1945 in seine deutsche Heimat entlassen.“

Er war immer ein netter und freundlicher Kerl gewesen, aber als im Februar 1946 die Krokusse in der Mitte ihres Rasens aufblühten, buchstabierten sie ‚Heil Hitler‘. Es war eine sehr elegante Art, sich von seinen britischen Gastgebern zu verabschieden. Gut geplant, heimlich durchgeführt, und dann löste sich der Schelm in Luft auf.

Um drei Uhr morgens, wenn man in der Dunkelheit aufwacht und erst einmal nicht wieder einschlafen kann, erscheinen Probleme

me unüberwindbar und neue Schwierigkeiten tauchen auf – ein unendlicher Hürdenlauf.

Später wacht man an einem sonnigen Morgen auf, und alle Probleme sind leicht gelöst, sie sind verschwunden wie der Morgennebel, so wie es die Krokusse nach einer Weile taten. Dieser Gärtner ist eines meiner leuchtenden Beispiele dafür, wie man mit solchen nebligen Problemen umgehen kann.“

Entwurf eines Dramas

März - Mitte Mai 2006



Ein Tauchgang

Man kann absolut wahrhaftig und aufrichtig sein,
auch wenn man zugegebenermaßen der unverschämteste Lügner ist.

One can be absolutely truthful and sincere
even though admittedly the most outrageous liar.

Henry Miller. Reflections on Writing.

Nach dem Wochenende startete Schall ‚mein‘ Projekt. Er und seine Mitarbeiter hatten recherchiert und eine Idee entwickelt. Schall lud mich noch einmal nach Potsdam ein, diesmal allein.

Wieder gingen wir in einem der Potsdamer Parks spazieren. Offenbar wollte er nicht, dass ich ihn am Sitz seiner ‚Finanzinspektion‘ träfe.

Mit einem Satz: Er brauchte jemanden für das ‚Wahrnehmungsmanagement‘ oder besser gesagt ‚Täuschungsmanagement‘ des Projekts, da sein Geheimdienst für ein solches Unterfangen zu klein war und sich daher auf verschiedene unabhängige Partner verlassen musste, die unter keinen Umständen in das Projekt in seiner Gesamtheit eingeweiht werden durften.

Wie lässt sich so etwas arrangieren?

Occident Express

beschreibt es ...